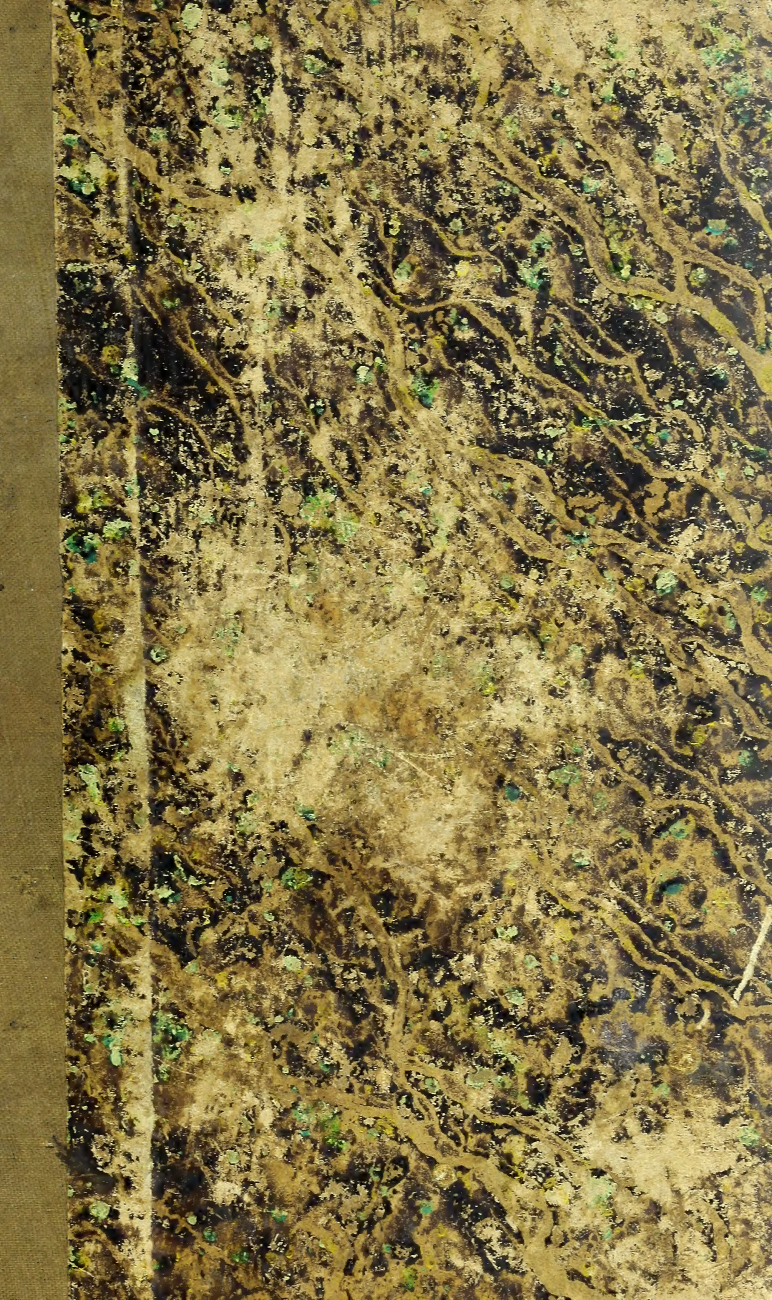






Transl. by Robert Wesselhöft (1797-1853)

M o n a l d i.



Monaldi.

Eine Erzählung.

Wer selbst sich kennt, muß, traun, in Ahnungen
Zu oft sein eignes trübes Bild erblicken.

Aus dem Englischen des amerikanischen Malers
Washington Allston
übersetzt
von
Kahldorf.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

An

Fritz Preller

in Weimar.



Lieber Junge!

Du wirst es nicht übel nehmen, daß ich Dir diese Übersetzung zueigne, ohne Dich gefragt zu haben. Du bist zwar ein Potentat, ein Malerprinz, ja schon ein regierender Malerfürst, und vornehm mir gegenüber, ein großes Thier in der Welt, und ich hätte Dich ehren sollen und — hören! Aber ich hatte nur einen Gedanken bei dieser Übersetzung, und dieser war, Dir zu zeigen, wie sehr ich an Dich denke, wie lieb ich

Dich habe und wie das bischen Wasser zwischen uns kein Scheidewasser ist, sondern ein Erinnerungs- und Liebeleiter. Nimm es also blos als einen freundschaftlichen mehrjährigen Gedankenstrich, — denn schreiben werden wir uns wol ohne besondere Veranlassung und Noth nicht oft.

Der College, wie die deutschen Philister zu reden pflegen, der diese Erzählung schrieb, wohnt etwa vier Häuser von mir. Er ist bereits nicht mehr blond, oder braun, oder schwarz, aber es ist ein sehr jugendliches Herz unter seinem grauen Dache. Er ist nicht nur Maler, und, wie Du aus diesem Erzeugnisse sehen wirst, nicht nur Historienmaler, nicht nur Dichter mit dem Pinsel und der Palette, sondern mit der Feder auch, und, ich glaube, ein guter, jedenfalls einer der besten Dichter dieses Landes. Dabei ist er ein sehr edler Mann und — übrigens bin ich

mit ihm nicht bekannt, hoffe aber, es zu werden. Von seinen Leistungen habe ich nur ein Bild gesehen. Es ist unter dem Namen des Propheten bekannt. Irre ich mich nicht, so ist im Ganzen ein Zug des Phantastischen, selbst in der Arbeit — in der Art, wie's gemacht ist — den ich anfänglich für charakteristische Eigenthümlichkeit des Malers zu halten geneigt war. Später fiel mir ein, es möge im Ganzen dieser Gedanke liegen, — denn in der That, ich habe noch keinen Propheten gesehen oder gelesen, der nicht ein Phantast gewesen, und die sogenannten großen Propheten sind die größten! Wir haben ja Bendemann's Propheten gesehen. Mit diesem ist das Bild, wovon ich rede, gar nicht verwandt, und ich möchte sagen, ich habe jetzt erst deutlich empfunden, daß ich an Bendemann's Jeremias etwas vermißt habe — er ist kein „rechter Phantast". Nun glaube aber nicht,

daß ich damit ein Urtheil geben wollte. Meine Antipathie gegen gesuchte Farben kennst Du; sie mögen so harmonisch sein wie sie wollen — die ganze Harmonie ist gesucht.

Habe ich erst mehr von Herrn Allston gesehen, dann erst kann ich mich unterstehen, seine Eigenthümlichkeit und seine Vorzüge als Maler zu beurtheilen. Geist und Wahrheit der Empfindung sind in dem Bilde.

Die nachstehende Erzählung hat hier manchen berufenen und unberufenen Kritiker gefunden. Unverkennbar trägt der Stil Spuren jugendlicher Schwulst und Schwerfälligkeit, des Strebens, eine gewisse Ideenfülle mit Worten auszudrücken, hin und wieder an sich. Ungeachtet ich dieses fühlte, vermochte ich nicht, sie in der Übersetzung zu verwischen, ohne der Eigenthümlichkeit zu schaden. Daneben scheint der Stil des Verfassers einer anderen Zeit anzugehören, welche die schweren

Perioden liebte. Allein in der Anordnung des Ganzen, in der Vertheilung von Licht und Schatten, in der Ökonomie des Stücks ist etwas Malerisches. Man hat hier gesagt, das Ganze sei ein wahrhaftes Epos. Mag sein, ich denke, jede leidliche Novelle muß dies sein; denn wenn sie es nicht ist, ist sie eine Anekdote. Mir kommt das Ganze wie ein großes landschaftlich-geschichtliches Gemälde vor, mit Vorder-Mittel- und Hintergrund, voller Leben, Wahrheit und Gedanken. Die Ausführung der einzelnen Gruppen ist ausnehmend gelungen, und Mängel liegen vielleicht blos in den ergänzenden Übergängen. Dies möchte ich charakteristisch daran nennen und fast hätte ich Lust, mein Urtheil über Herrn Allston's Leistungen als Maler im Voraus danach zu bestimmen.

Übersehen mußt Du nicht, daß diese Erzählung für das amerikanische Publikum geschrie-

ben wurde. Es möchte sehr weitläufig sein, wenn ich Dir dieses Publikum beschreiben wollte. Wie überall in der christlichen Welt, lieber Fritz, ist auch hier das Christenthum die Grundlage aller Gesittung. Es gibt heut zu Tage keine andere, und was wir etwa lernen und zur Perfection bringen, ist nichts, wenn es nicht von christlicher Religion durchdrungen ist. Oft wissen wir das leider kaum, und doch ist, bei Lichte betrachtet, unser ganzes bischen Rechtschaffenheit und Tugend vom Christenthum gestempelt. Daß die Heiden auch Tugend hatten, bleibt deshalb so wahr, daß ich mich wundern würde, wenn es anders wäre. In Amerika, d. h., in der Union, ist nun aber das religiöse Fundament auf ganz besondere Weise gestaltet, und weil es an Vielem fehlt, was wir in der alten Welt haben, scheint es ganz natürlich und nothwendig zu sein, daß jeder denkende Mann die positivste

Positivität hinsichtlich des religiösen Glaubens als den einzigen Stecken und Stab betrachtet, an welchem die Nation aus der egyptischen Finsterniß, die sie in vielen anderen Beziehungen umnachten möchte, heraustappen und fühlen kann.

Ja, lieber Fritz, es ist ein wunderbares Leben hier. Man träumt von der anglosächsischen Race, als der vorzüglichsten Europas, und behauptet, daß man hier von ihr abstamme. Ich, der ich in gerader Linie von der besten Sorte Angelsachsen, die einst England eroberten, meinen Ursprung herleiten kann, ich, ein ostfriesischer Abkömmling, hege dagegen den Glauben, daß das romanisch-normannische, und nicht das reine, stille sassische Blut, das Leben hier mit jener Wolfsgier nach Besitz angesteckt habe. Wie einst das römische Blut der Wölfin in alle romanische Nationen überging, so ging es auch

nach England direct, und zum zweiten Male durch die romanisirten Normannen, über. Wenn Du Dir nun vorstellst, daß man hier unter lauter Souverainen lebt, und daß, wer nicht ein Souverain ist, ein Sklave ist, so magst Du Dir selbst denken, wie nöthig es ist, diese Masse von souverainem Stoff durch die positivsten Religions-Dogmen einigermaßen in Ordnung und Zucht zu halten. Durchdringt nicht das christliche Princip die Souverainetät, so ist Tyrannei an der Tagesordnung.

Aber damit soll dem Leben hier nichts von seiner Vortrefflichkeit genommen werden. Eins steht hoch, höher als Alles erhöht in der amerikanischen Menschenbrust, und dies ist der aus der alten Welt hieher geflüchtete Grundsatz von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Rechte der Person. Dies zu fühlen, mit unaussprechlicher Dankbarkeit diese Wohlthat anzu-

erkennen, muß man hier zu leben gezwungen werden. Es tröstet selbst für den Verlust des Vaterlandes.

Nur einmal möchte ich, Du sähest amerikanische Natur. Der Eindruck der Rauheit und Wildheit ist das Erste, was uns entgegen tritt, wenn wir die Erinnerung an die gartenartige Kultur des deutschen Bodens als den letzten Eindruck aus der geliebten Heimat hier herüber bringen. Das ganze Leben hat, wie der Boden, noch ein unsagliches Bedürfniß des Anbaues. Aber ich rede nicht von Dem, was Menschenhand, ich rede von Dem, was Gottes Hand gemacht hat. Dieser Himmel, diese Luft, diese Töne des Lichts! Italien hat einzelne dieser Erscheinungen, aber im Ganzen ist der Charakter der Natur ein anderer. Unbeschreiblich ist ein amerikanischer Nachsommer — der Indianersommer. Diesen kannst Du nicht in Ita-

lien und ebensowenig in den Kjölen studiren. Stelle Dich an die Ufer der reizenden Chesapeake-Bai, wo der Patapsko in sie mündet, wo auf einem Umkreis abfallender Hügel Baltimore liegt, siehe das blaue Wasser, die tiefrothen und starkgelben Eichen, Buchen, Sträucher und Schlingpflanzen, besonders den üppigen Giftsumach, der die höchsten Bäume zu überranken strebt, und mitten aus den Wäldern das prachtvolle Immergrün der Cedern und der baumhohen Rhododendren, bald einzeln, bald gruppenweise — und drüber: den klaren, reinen, unaussprechlich zarten und durchsichtigen Ton der Luft, bis hinauf in den blauen Himmel — und Du hast eine Färbung der Landschaft, so heiter, so merkwürdig, so ganz abweichend leichtsinnig von Allem, was Du an gelben Herbstlandschaften gesehen, daß Dir wahrhaftig der Pinsel aus der Hand fällt. Fritz! Fritz! Ich

sehe es ein, Du mußt Deiner Gesundheit wegen hieher reisen, um Deinen Ideenkreis als Landschaftsmaler zu erweitern, um alle Tage an der Chesterbai frische Austern zu essen, um eine amerikanische Platane zu zeichnen, um das atlantische Meer von hinten zu sehen, und Europa seine starken Seiten abzugewinnen, und — mit mir mehr über alle diese Kapitel zu reden.

Es ist närrisch, Fritz! Manchmal ist mir die Welt nicht groß genug und ich denke mich leibhaftig drüben bei Dir — manchmal kommt sie mir aber auch abscheulich groß vor. Wäre sie mein, ich setzte sie auf eine Scheere, um die Extensionen und Contractionen nach Belieben damit vornehmen zu können, wie weiland mit den nürnberger Soldaten. Und dann — kämen wir auch wieder zusammen!

Den Deinen und allen Freunden diesen Gruß

von uns; auch ihnen gelte dieses Zeichen der Erinnerung, für deren Leiter ich diesmal Dich auserfehen habe.

Gott erhalte Dich!

Dein

Kahldorf.

Cambridge - Port near Boston
Mass. April 19, 1842.

Bemerkung des Verfassers.

Diese kleine Geschichte war schon 1822 zum Drucke fertig; sie war jedoch für das periodische Blatt eines Freundes bestimmt, und da dieses bald nachher zu erscheinen aufhörte, blieb das Manuscript in des Verfassers Pulte, wo es bis jetzt ruhig gelegen hat. Jetzt läßt er es drucken — er maßt ihm nicht den Titel einer Novelle an, — er nennt es schlechthin eine Erzählung.

August 1841.



Eingang.

Es ist bisweilen eine so schlagende Ähnlichkeit zwischen dem herbstlichen Himmel Italiens und dem Neuenglands in derselben Jahreszeit, daß, wenn die eigenthümlichen Züge der Landschaft durch die Dämmerung verdunkelt sind, ein amerikanischer Reisende nur ein wenig die Einbildungskraft zu Hülfe zu rufen braucht, um sich in sein Vaterland versetzt zu wähnen. Das glänzende Orangengelb des Horizonts, zum Blaßgelb hinschmelzend und hier und da von einem leichten Strahle geschmolzenen Goldes gebrochen, mit der breiten Masse eines blassen Apfelgrüns, die weit darüber hinschimmert, und darüber die azurne Fläche immer dunkler werdend, je näher dem Zenith, — alles Dies führt ihn zurück zur theuren Heimat.

Es war in dieser Jahreszeit und unter einem solchen Himmel wie dieser (im Jahre 17—), als meine Vettura sich mühsam auf eine der Höhen der Abruzzen hinaufwand. Ich hatte mich in den Wagen zurück-

gelegt, um einer der geistigen Täuschungen zu genießen, welche die Ähnlichkeit zwischen Vergangenem und Gegenwärtigem hervorzurufen pflegt. Italien war für den Augenblick vergessen; ich reiste heimwärts, und vor mir vorüber zog ein Traumbild strahlender, theurer Züge; ich trat in die Hausähre und hörte — o, wie rührend ist die tonlose Stimme des Willkommens in einem wachenden Traume von der Heimat — ich hörte den freudigen Ruf der Wiedererkennung, und ein peinliches Gefühl von Vollheit in der Kehle ließ mich vergebens nach Worten suchen — als bei einer plötzlichen Wendung des Weges mein Wagen umwarf.

Glücklicherweise wurde ich durch den Sturz nicht beschädigt; aber der Zauber meiner Seligkeit war gebrochen, und ich fühlte wieder, daß ich in Italien sei. Sobald ich wieder auf meinen Füßen stand, forderte ich den Postillon auf, mir beim Aufrichten des Wagens beizustehen. Er bekreuzte sich sehr andächtig und erklärte, es sei unmöglich ohne weiteren Beistand, und wie er den schaffen solle, das wisse er nicht, da die nächste menschliche Wohnung mehre Meilen entfernt sei. Die Vettura war leicht und ich glaubte, wir könnten sie selbst aufheben; aber vergeblich waren meine Vorstellungen. Er blieb dabei, es gehe nicht, setzte sich ruhig auf einen Stein und schlug sich Feuer, um seine Pfeife anzuzünden. Diese Bewegung kam mir verdächtig vor. Obschon Italien damals wenig

von Banditen beunruhigt wurde, weil die Revolutions-heere für die schlimmsten ein Ableiter geworden waren, so konnte ich mich doch einiger Besorgniß nicht erwehren. „Wir müssen warten," sagte der Postillon, „bis Jemand vorbeireist." In diesem Augenblicke hörte ich ein schrillendes Pfeifen in der Schlucht unter uns. Hier ist nicht Zeit zu warten, dachte ich, nahm meinen Mantelsack, spannte meine Pistolen und bat den Postillon, voraufzugehen auf seine Gefahr. Ich folgte ihm mit möglichster Eile. Als der Weg eine kurze Beugung machte, schien er in eine enge Schlucht zur Linken schlüpfen zu wollen, von woher ein zweites Pfeifen ertönte, das dem ersten zu antworten schien. Dies überzeugte mich von seiner Verrätherei. Ich hielt ihm eine Pistole auf die Brust und erklärte ihm, daß er augenblicklich verloren sei, wenn ich angegriffen würde, und daß er, wenn ihm sein Leben lieb sei, den ersten Pfad einschlagen solle, der zu einer menschlichen Wohnung führe.

Der Ton, in welchem diese Drohung erfolgte, hatte die gewünschte Wirkung. Er beschleunigte seine Schritte und nach wenigen Minuten leitete er mich, vorsichtig flüsternd: „rechts!" in eine enge Schaftrift, die sich an der Seite des Berges in die Höhe wand. Obgleich leicht und flink, bedurfte es doch meiner äußersten Anstrengung, Schritt mit ihm zu halten; die Furcht schien ihm Flügel geliehen zu haben. Un-

geachtet der Pfad oft von Steingerölle und Brombeer-
sträuchen erschwert wurde, verfolgten wir dennoch in
dem nämlichen Schritt etwa eine halbe Stunde lang
den Weg aufwärts; jetzt erreichten wir eine kleine
Ebene, oder Berghaide. Der Mond war eben auf-
gestiegen und ich glaubte etwas wie eine menschliche
Wohnung unterscheiden zu können. Auf meine Frage,
wo wir seien, rief der Postillon: „Um Gottes willen,
geht nicht näher, es ist die Wohnung des Wahnsinni-
gen.“ — Ich argwöhnte eine neue List, drohte ihm
mit der Pistole und befahl ihm vorwärtszugehen.
Zweimal stand er still und versuchte zu sprechen;
allein seine Zähne klapperten so vor Furcht, daß er
nicht fähig war einen Ton hervorzubringen. Nur
meine Entschlossenheit brachte ihn immer wieder vor-
wärts; kaum aber hatten wir den Platz erreicht, als
er mit einem Schrei des Entsetzens plötzlich rückwärts-
sprang und wie ein Pfeil an mir vorbeischoß. Ich
blickte hinter mich, aber er war verschwunden. Ich
wendete mich dann dem Gebäude zu, wich aber
ebenfalls unwillkürlich zurück; und wahrhaftig! der
unglückselige Gegenstand der Furcht meines Postillons
war leibhaftig vor mir.

Er saß auf einem Steine im Mondenscheine vor
der Thüre seiner Hütte, sodaß ich seine ganze Gestalt
mit Ausnahme der Füße vor Augen hatte; diese
schienen halb begraben in einer durch langes und

fortgesetztes Treten entstandenen Höhle. Allein Füße und Körper waren jetzt regungslos; er war unbeweglich wie der Stein unter ihm; seine Augen stierten wie auf einen Gegenstand vor ihm. Solche Augen! Nie werde ich sie vergessen; sie waren weder wild noch feurig, aber bleich und matt glänzend wie die Augen eines Todten mit dem letzten Eindruck aus dem Leben. Von seinem übrigen Gesicht habe ich nur den allgemeinen Eindruck, daß es blaß und der Bart schwarz und wirr war; denn ich sah damals nur seine Augen in ihrer geisterhaften Bleichheit. Selbst jetzt, wo ich schreibe, schaudert mich bei der Erinnerung an ihren leidenden, unveränderten Ausdruck des Elends.

Furchterregende Gegenstände haben eine so starke Zauberkraft, daß ihnen gegenüber oftmals die Kraft des Willens unterliegt. Ich wollte vorwärts gehen, aber ich fühlte mich wie an den Boden gewurzelt und stand vor ihm wie eine Statue, die eine andere anstiert. Eben so unmöglich war es mir, zu sprechen, nicht daß ich vor Furcht schweigen mußte; vielmehr war es die traurige Überzeugung, daß alle Hoffnung auf Verkehr abgeschnitten sei. Ich fühlte, daß ich keine Saite eines so schrecklich verstimmten Geistes berühren könne und daß Worte auf sein Gehirn fallen würden wie Wassertropfen auf Marmor.

Glücklicherweise erlöste mich aus diesem peinlichen

Banne bald eine alte Frau, die, wie ich nachmals hörte, eine Bewohnerin dieser Hütte war. Der Ton ihrer Stimme schien augenblicklich eine Wirkung auf das unglückliche Wesen zu äußern; er fuhr wie aus einer Verzuckung auf, warf einen flüchtigen Blick auf mich, als erblicke er mich eben erst, und schoß in die Hütte. Gern wäre ich geblieben, um meine Neugier hinsichtlich seiner Lebensgeschichte zu befriedigen, allein die Alte, welche nur einen barbarischen Provinzialdialect sprach, war für mich ganz ungenießbar; ich verstand indessen nachgerade genug davon, um von ihr den Weg zu dem nächsten Kloster zu erfahren, das zu meinem nicht geringen Troste gar nicht weit entfernt war.

Bald war das Kloster erreicht, und so zuvorkommend war die Aufnahme, die ich fand, daß ich bald die störende Ursache meines Eindringens vergaß. Der Prior selbst unterzog sich der Mühe, mir die Ehre des Hauses zu bezeigen und mich ins Refectorium zu führen. Die Mönche, die sich eben zum Nachtessen gesetzt hatten, erhoben sich bei meinem Eintreten und luden mich höflich zur Tafel ein. Ich erwies, wie ich glaube, ihrer Gastfreundlichkeit alle Ehre, denn das gegenwärtige Gefühl der Sicherheit nebst meiner letzten Anstrengung hatten meinem Appetit eine ungewöhnliche Schärfe verliehen. Die guten Patres schienen sich sehr darüber zu freuen, daß es mir

schmecke, und ich war ihnen im Herzen dankbar dafür.

Die freiwillige Freundlichkeit eines Fremden berührt uns oft inniger für den Augenblick, als selbst der gute Empfang eines Freundes; sie scheint unsern bessern Empfindungen einen weitern Spielraum zu gewähren; wir tragen sie auf Alles über, gleich als wenn Alles Gegenstand unserer Zuneigung wäre, und schämen uns aller engern und ausschließlichen Neigungen. Man bemerkte schnell, daß ich für die Artigkeit meiner Wirthe sehr empfänglich sei, und bald war mein zurückhaltendes Wesen völlig verbannt. Ich fühlte mich zu Hause, wie unter Freunden. Am meisten aber zog mich der Prior an. Er war ein ehrwürdiger alter Mann, anscheinend über sechzig, von einem gebietenden und selbst stolzen Äusseren, das jedoch von dem Ausdruck des Wohlwollens gemildert wurde; allein das eigentliche Gepräge seines Gesichts schien von Melancholie durchdrungen. Vielleicht rührte dies von dem Ausdruck seiner Augen her, die ein tiefes Nachdenken, etwas Insichgekehrtes andeuteten, gleich als sei er gewohnt, mehr auf Bildern der Vergangenheit zu verweilen, als auf Dem, was ihn umgab. Wenn ich so sein Gesicht betrachtete, konnte ich mich des Gedankens nicht entbrechen, daß einst sein Antheil an der Welt so lebhaft gewesen sein mochte, als der meine noch; daß Furcht und

Hoffnung, und Alles, was die Leidenschaften in Bewegung setzt, ihre Ebbe und Fluth in seinem Herzen gehabt hätten. Diese Gedanken zwangen mich zur Hochachtung und ich vergaß, wenn ich ihm zuhörte, alle meine Vorurtheile gegen Mönche und Klöster. Es ist nicht leicht, Achtung einzuflößen, ohne es zu bemerken; der würdige Vater besaß indessen Takt genug, und wir wurden so vertraut, ehe der Abend verflossen war, als wenn wir seit Jahren miteinander bekannt gewesen wären.

Ich hatte den Wunsch zu erkennen gegeben, die Merkwürdigkeiten des Platzes kennen zu lernen. Den nächsten Morgen schon bot mir der gute Prior seine Dienste als Cicerone an. Als wir zur Kapelle gingen, bemerkte er, daß sein Convent wenig besitze, um den Geschmack gewöhnlicher Reisenden zu befriedigen; „aber wenn Sie ein Kenner sind," fügte er hinzu, „werden Sie wenige Plätze finden, die eines Besuches würdiger wären. Ich bemerke, daß Sie das Gemälde hier gegenüber nicht für eine Rechtfertigung dieser Versicherung gelten lassen wollen. Ich bin ganz Ihrer Meinung. Es ist ohne Zweifel sehr ungenießbar, und die Masse unserer Sammlung ist wenig besser; aber wir haben eins, das sie alle aufwiegt — ein Gemälde zwanzig gewöhnliche Gallerien werth." Bei diesen Worten blieben wir vor einem Gemälde von Lanfranco stehen. Nächst seinem

großen Werke zu St. Andrea della Valle war es das Beste, was ich von diesem Meister gesehen. Obschon ausschweifend und etwas launenhaft, war es voller gewaltiger Eindrücke und durch eine Kräftigkeit der Ausführung merkwürdig, wodurch Alles rings um dasselbe das Ansehen gewaschener Zeichnungen erhielt. „Ja," sagte ich in der Meinung, daß dies das von dem Prior angedeutete Gemälde sei, „und ich stimme nun mit Ihnen überein, es ist mit tausend der kraft- und saftlosen Producte des letzten Zeitalters nicht bezahlt!" „Wahr," entgegnete der Prior, „aber ich deutete nicht" — hier wurde er abgerufen, weil Geschäfte des Convents seiner warteten.

Ich hatte ziemlich lange auf meines Führers Rückkehr gewartet, und da ich Nichts des Besehens werthes gefunden hatte, als den Lanfranco, wollte ich die Kapelle auf demselben Wege verlassen, auf welchem ich hineingekommen war, gerieth aber an eine andere Thüre und von da in einen dunkeln Gang, von dem ich glaubte, daß er mich in einen innern Hof leiten werde. Da ich das erste Mal in meinem Leben in einem Kloster war, so reizte mich eine natürliche Neugier, vorwärtszugehen, gerieth aber, statt in einen Hof, in ein geräumiges Zimmer. Das Licht, welches von oben fiel, war so mächtig, daß ich fast eine Minute lang nichts unterscheiden konnte und nur auf einer Gestalt verweilte, die auf dem Täfelwerk

zu haften schien. Als ich endlich mit der Hand meine Augen beschattete, glaubte ich — die schreckliche Erscheinung ist noch immer vor mir — glaubte ich vor einem endlosen dunkeln Abgrunde zu stehen. In der Mitte dieser durchschreitbaren Tiefe stand eine kolossale Masse von Gold, ähnlich einem Altar, umwunden von einer ungeheuren Schlange, glänzend und schrecklich anzuschauen; ihr Leib war mit Diamanten gesprenkelt, und ihr Haupt, ein ungeheurer Karfunkel, schwamm gleich einem Meteor oben in der Luft. Das war der Thron. Aber Worte vermögen nicht das riesenhafte Wesen zu beschreiben, das darauf saß; — die Huld, die Majestät, die übersinnliche Gestalt — und doch schauderte ich, als ich aufschauete; denn sein übermenschliches Angesicht schien durchaus Falschheit auszustrahlen; jeder Zug war im Widerspruch — das Auge, der Mund, selbst die Nasenlöcher — während der Ausdruck des Ganzen jene unnatürliche Sanftheit athmete, welche böswillige Freundlichkeit allein zu zeigen fähig ist. Es war die fürchterliche Schönheit des Königs der Hölle. Der furchtbare Miston zitterte durch die ganze Gestalt und ich wendete mich, um Erholung zu suchen, nach der Figur unten; denn zu Füßen kniete Einer, der zu unserem sterblichen Geschlecht zu gehören schien. Aber ich wendete mich von der erstern nur ab, um in diesem zweiten Gegenstand ihre hinwelkende Bezauberung

zu schauen. Es war ein Mann augenscheinlich in den Blüthejahren des Lebens, aber bleich und abgezehrt, gleichsam frühreif verwüstet durch seine unheilige Verehrung, aber immer noch verehrend — mit ausgestreckten Händen und Augen, aufgehoben zu dem Götzen, stierend mit einer Heftigkeit, die sie fast aus ihren Höhlen zu treiben schien. Die Seelenangst seiner Augen erzählte im Gegensatze mit der hingeworfenen, rückhaltlosen Anbetung seiner Stellung nur zu deutlich seine Geschichte. Ich betrachtete den sterblichen Widerstreit zwischen Gewissen und Willen — den sichtbaren Kampf einer Seele in den Netzen der Sünde. Ich mußte mein Auge wegwenden — ich konnte nicht mehr.

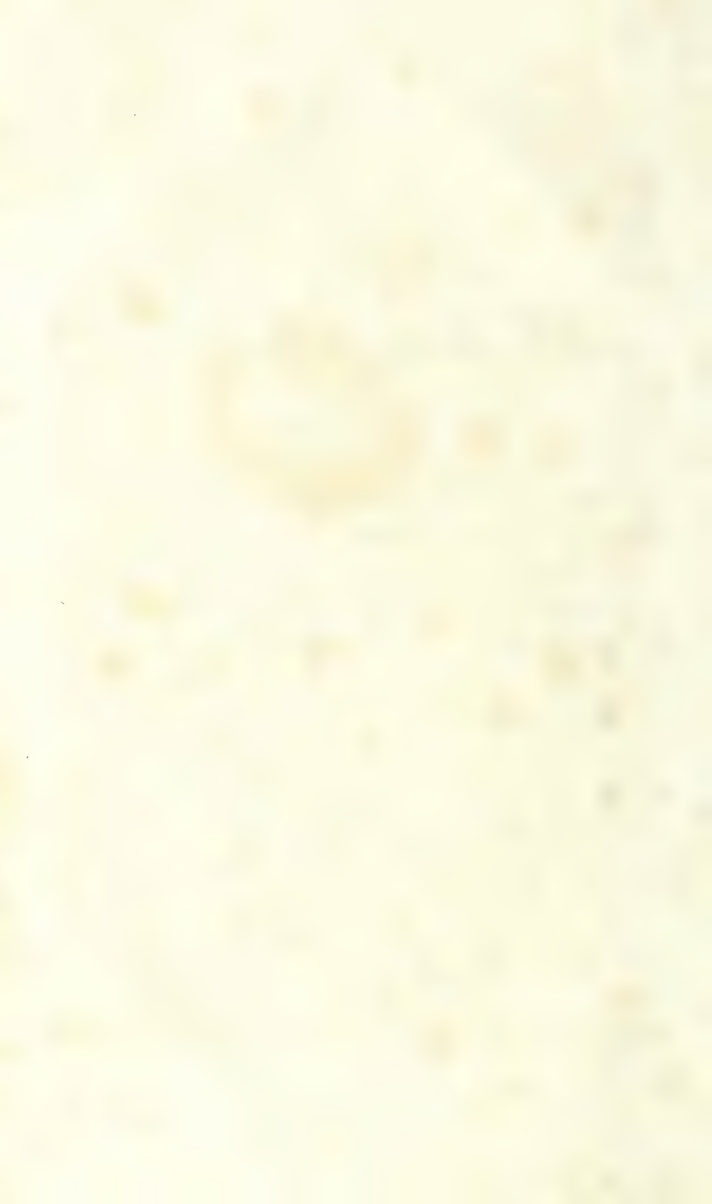
Als ich mich umwendete, stand der Prior vor mir. „Ja," sagte er, als wolle er auf meine Gedanken antworten, „es ist in der That grauenerregend. Hätten Sie es betrachtet, ohne davon ergriffen zu werden, Sie wären in der That der Erste gewesen, dem es so gegangen wäre."

Die Wirkung dieses außerordentlichen Werkes war so ungleich der, die ich bisher von Gemälden an mir erfahren hatte, daß ich nur erst, nachdem ich einige Zeit im Zimmer meines Begleiters zugebracht hatte, weitere Fragen in Bezug auf den Künstler thun konnte.

„Ihre Neugier ist natürlich," sagte der Prior; „aber ich kann über diesen Gegenstand nicht sprechen."

Der gute Mann wendete sich bei diesen Worten weg, um seine Bewegung zu verbergen. Ich konnte anständigerweise nicht weiter in ihn dringen und erhob mich, um zu gehen; allein er bat mich, zu verweilen. Nach einer Pause schloß er einen Wandschrank auf und legte das nachstehende Manuscript in meine Hände. „Hier," sagte er, „wenn Sie mehr über das Gemälde und den Künstler zu wissen wünschen, das wird Sie befriedigen; es wird, wenn ich nicht irre, eine edlere Empfindung berühren. Die Erzählung ist kurz und vielleicht etwas zu skizzenhaft, allein sie ist für den Zweck, für den sie niedergeschrieben ward, hinreichend ausführlich. Der Verfasser war genau mit den meisten Personen bekannt, die Sie darin geschildert finden werden."

Monaldi.



Erstes Kapitel.

Unter den Studenten eines Seminars zu Bologna befanden sich zwei Freunde, die mehr wegen ihrer Anhänglichkeit an einander, als wegen irgend einer Ähnlichkeit in ihrer Gemüthsart oder ihrer Denkungsweise auffielen. In der That war so wenig Übereinstimmendes in ihnen, daß es kaum jemals zwei unähnlichere Jünglinge gegeben haben kann. Der Character Maldura's, des älteren, war kühn, aufstrebend und prunkend; während sich der schüchterne und weiche Charakter Monaldi's bemerkt zu werden scheute. Der Eine, stolz und ungeduldig, arbeitete nur, um sich auszuzeichnen; die fühlbare, sichtbare, hörbare Welt war sein Götze; er lebte nur in Äußerlichkeiten und konnte weder fühlen noch handeln, außer wenn es eine bemerkbare Wirkung hervorbrachte; selbst seine geheimen Träumereien hatten eine Richtung auf Äußerliches, gleichsam als könne er nicht denken ohne eine Beziehung auf Ruhm und ängstliche Rücksicht auf

die Meinung Anderer; kurz seine Träume im Schlaf und Wachen drehten sich blos um Eins — das Gespräch und das Auge der Menge. Der Andere dagegen, schweigsam und nachdenkend, hatte nur selten sich im Auge, weder für Beifall noch Genuß; geschah es, so geschah es nur, um den Triumph eines Andern zu vermehren oder sein Mitgefühl zu bezeigen; war dies geschehen, so trat er wieder zurück, gleichsam in seine eigne Welt, wo Gedanken und Gefühle die Stelle von Menschen und Dingen vertraten und ihm fortwährend Beschäftigung und Ergötzlichkeit zu gewähren vermochten.

Wäre Maldura's Ehrgeiz geringer, oder die Kenntniß seiner selbst größer gewesen, er hätte ein Wohlthäter der Welt werden können. Seine Anlagen waren von höchster Bedeutsamkeit. Vielleicht haben nur Wenige ihn jemals an Auffassungskraft übertroffen; hiermit verband er Ausdauer, und Alles, was er wußte, so mannichfaltig und verschiedenartig es sein mochte, stand ihm jeden Augenblick zu Gebote. Aber hier war auch das Ziel seiner Kräfte; über die Gebiete des bereits bekannten Wissens hinaus reichte sein Blick nicht, in diese Bahnen durfte er sich nicht wagen, denn für ihn lag „dicke Finsterniß“ darüber hinaus; mit einem Worte, bei allen seinen Gaben mangelte ihm das Etwas, das, was es auch immer sein mag, dem Gedanken das belebende Princip

verleiht. Unglücklicherweise war dieser einzige Mangel das Letzte, dessen er sich beargwohnte. In dieser Selbsttäuschung, dem Gemeingut der Jünglinge, die das Lob Dessen, was sie verheißen, fälschlich für die Erfüllung nehmen, verwechselte er voreilig die Leichtigkeit, mit der er alle Schulpreise erwarb, mit der seltenen Kraft, nach Gefallen über alle höheren Ehren der Welt — gebieten zu können.

Aber die Ehrenpreise einer Schule werden für Dinge und Zwecke verliehen, die von denen, welche das Leben fordert und hoch hält, weit verschieden sind. Leider wußte Maldura diesen Unterschied nicht zu finden. Seine mannichfaltigen Kenntnisse, obwol geistvoll aneinander gereiht und mit Geschick angewendet, waren immer nur das Wissen Anderer; sie unterlagen keiner neuen Geburt durch den umbildenden Einfluß seines eigenen Genius. Sein Geist war folglich gleich einem Ding, das aus vielen Theilen besteht, aber der Ganzheit mangelt, dieser verwirklichenden Eigenschaft, welche der Welt fühlbar werden muß, wenn sie ihr huldigen soll. Solch ein Geist wird nach Verhältniß seiner Vorräthe geschätzt und selbst bewundert werden, aber er kann nicht der innern Stimme gebieten — der einzigen wahren Stimme des Ruhms, die weder in Freund noch Feind laut wird, bevor sie nicht durch die Gegenwart eines gebietenden Geistes aufgerufen worden ist.

So waren das Gemüth und die Anlagen Maldura's beschaffen; und aus ihrer unglückseligen Vereinigung entsprangen alle die späteren Gebrechen seines Characters. Vor der Hand aber kannte er sich selbst und kannten Andere ihn nur als einen ausgezeichneten Jüngling. Seine außerordentlichen Vorzüge überhoben ihn jeder Nebenbuhlerschaft und so hielt er sich selbst einer so niedrigen Leidenschaft als Neid unfähig; vielmehr verlieh die hohe Stellung, von welcher er auf seine Gefährten herniederblicken konnte, seinem Gemüthe eine Leutseligkeit, die sanftere Tugenden zu begünstigen pflegt; er war in deren Folge oft freundlich und selbst edelmüthig, ohne es zu suchen. Und obwol er es unter seiner Würde hielt, Unterwürfigkeit zu affectiren, fehlte es ihm nicht an Schonung, und so gelang es ihm, die erworbene Ehre ohne Anmaßung zu tragen. Die Folge davon war, daß seine Vorzüge ohne Murren von seinen Schulkameraden anerkannt wurden. Unter ihnen aber war Einer, dessen Lob sich durch solche Wärme und Begeisterung auszeichnete, daß nur ein ganz verhärtetes Gemüth ihm lange hätte widerstehen können; dieser Jüngling war Monaldi. Maldura fühlte von Natur stark und lebhaft, und so lange er glücklich und erfolgreich dahin lebte, fühlte er wie ein rechtschaffener Mensch. Er erwiderte das Lob seines Gefährten mit seiner Achtung und Dankbarkeit, die bald zu einer so aufrichtigen

Freundschaft emporwuchs, daß er glaubte, er könne selbst sein Leben für ihn dahingeben.

Auf diese Weise wurden diese beiden so verschiedenen Naturen gegenseitig von einander angezogen. Allein die Wärme und Großmuth Monaldi's war Alles, was bis jetzt der Andere an ihm kannte; denn obwol er gerade kein schlechter Schüler war, so gehörte er doch keinesweges zu den ausgezeichneten, ja sogar so wenig, daß Maldura es nur fühlen und beklagen konnte.

Allein die Kräfte Monaldi's sollten sich erst noch entwickeln. Auch war es kein Wunder, daß er seinem jugendlichen Freunde damals unbedeutend erschien, denn es war in ihm eine sonderbare Art von Passivität, die man leicht für Leerheit nehmen konnte. Allein die seine glich der Passivität eines unbebauten Feldes, das unbeachtet in einer Bucht an Felsen liegt und in der Stille das Licht, und die Wärme und den Regenschauer des Himmels einsaugt, um damit den Samen tausend namenloser Blumen zu nähren, welche bestimmt einst blühen und ihren Duft mit dem Athem der Natur mischen sollen. Doch gewöhnlichen Beobachtern schien die äußere Welt nur

„Wie 'ne Last auf seinem müden Auge"

dazuliegen; aber sie erschien ihnen so, weil es ihm behagte, sie von sich auszuschließen und ein anderes Leben den Bildern anzubilden und zu geben, die sie in seinem Gedächtniß zurückgelassen hatte; gleich als

wolle er schlafen der wirklichen Welt gegenüber und nur wach sein für eine Welt von Schatten. Allein ungeachtet äussere Zeichen nur selten seine inneren Bewegungen verriethen, war doch in Monaldi's Seele nichts Träges; vielmehr war es ihre Tiefe und Stärke, die sie verhinderte, sich durch das schwache Mittel des Worts kundzugeben. Nichts in der sittlichen und körperlichen Welt erschien ihm langweilig oder unbedeutend; jeder Gegenstand hatte einen Reiz für ihn, und seine Harmonie und Schönheit, sein Ausdruck und Character, Alles ging in seiner ganzen Mannichfaltigkeit in seine Seele über, während sein belebender Geist darüber wie über den Urformen einer Schöpfung seiner selbst brütete. So lebend in dem Leben, das er gab, war sein Dasein zu stark und reich, um von dem gemeinen Verstande begriffen zu werden. Dies aber war auch der Grund, warum er seine Jugend in Dunkelheit und Vernachlässigung verlebte.

Bald ging die Zeit der Unmündigkeit vorüber; die Freunde schieden — jeder, um sich, so gut er könne, seinen Weg in das Leben zu bahnen.

Monaldi hatte für seine zukünftige Lebensbeschäftigung die Malerkunst erwählt; doch kam er dazu keineswegs ganz unvorbereitet. Die leichte Skizze, die wir soeben von ihm gegeben haben, zeigt schon, daß die wichtigste Eigenschaft, das Gemüth des Malers,

ihm bereits eigen war; die Natur seiner Ergötzungen (in welchen, wie irgend Jemand richtig bemerkt hat, die Menschen gewöhnlich den meisten Ernst zeigen) hatte unbewußt seine Seele für den gewählten Beruf erzogen. Er hatte die Natur mit dem Auge des Liebhabers betrachtet; keiner ihrer kleinsten Reize war ihm entgangen; und Alles, was ein empfängliches Herz und eine romantische Einbildungskraft erregen konnte, war treu von seinem Gedächtniß aufbewahrt worden, um in ihrer Abwesenheit als Stoff ergötzlichen Brütens zu dienen. Und sie stellten sich ihm in solchen Augenblicken mit jener unwandelbaren Frische und Lebendigkeit dar, welche Liebe am besten dem Abwesenden zu verleihen vermag. Aber die Geschicklichkeit und die Hand eines Künstlers waren noch zu erwerben.

Beharrlichkeit ist, wenn nicht ein Kennzeichen des Genius, wenigstens einer seiner nützlichsten Gehülfen; und diese besaß Monaldi. Auch gibt es wirklich nur einen Weg, das unaufhörliche Mahnen einer vorherrschenden Neigung erträglich zu machen — das beständige Bestreben, sie zu befriedigen. Und ist sie unschuldig, wie süß ist dann der Lohn! Die Seele gesundet ohne das Gefühl einer Abmüdung. So Monaldi; denn niemals fühlte er sich ermattet, selbst wenn die Dämmerung, was oft der Fall war, ihn bei seinen Arbeiten überraschte.

Auf diese Weise kam es, daß Monaldi in wenigen

Jahren als der erste Maler Italiens allgemein anerkannt wurde. Sein Verdienst war indessen nicht blos vergleichungsweise groß. Er unterschied sich von seinen Zeitgenossen nicht minder der Art als dem Grade nach. Wenn er irgend Etwas mit Andern gemein hatte, so war dies in vergangenen Zeitaltern unter den gewaltigen Todten des funfzehnten Jahrhunderts zu suchen; von ihnen hatte er die Sprache seiner Kunst gelernt, aber die Gedanken und die eigenthümliche Wendung im Ausdruck verdankte er sich selbst. Seine Originalität wurde daher von Allen gefühlt, und sein Vaterland segnete ihn als Einen, der gekommen sei, um dessen alten Ruf durch seinen Genius im Geiste Rafael's wieder zu beleben.

Man muß natürlich sich nicht vorstellen, daß die Rechte des neuen Stils auf einmal anerkannt worden wären. Dazu gehörte nicht allein die Bildung eines neuen Geschmacks, sondern auch das Aufgeben des alten. In einem sogenanten kritischen Zeitalter, gemeiniglich demjenigen, welches auf ein productives folgt, findet selten ein origineller Autor auf einmal willkommenen Eingang. Er hat besonders zwei Klassen von Gegnern zu überwinden; die eine wird von Denen gebildet, welche ohne Empfindung oder Einbildungskraft dennoch ehrgeizig nach Ruf als Kritiker trachten, die im Besitz einiger Theorie, die entweder für sie erdacht, oder durch Überlieferung auf sie gekommen, oder aus irgend

einem scheinbar richtigen Dogma von ihnen gefolgert ward, sich deshalb mit dem Ehrennamen Philosophen belegen. Da sie kritisiren, um sich einen Namen zu machen, so wird natürlich jedes Kunstwerk für sie eine rein persönliche Angelegenheit, der sie sich entweder als Gönner oder als Widersacher annehmen, und wehe dem armen Künstler, der die Kühnheit gehabt haben sollte, auf seine eignen Füße zu treten. Die andere Klasse begreift die ganze wohlmeinende Menge, die ohne Ansprüche auf eignes Urtheil leicht vor der Autorität sich beugt, und zu ängstlich, um ihrem eignen natürlichen Gefühl Raum zu geben, ohne Mistrauen die zuversichtlicheren Aussprüche jener selbst geschaffenen Kunstrichter aufnimmt. Vielleicht in keiner Zeit trat die Wirkung dieser eigenthümlichen Anmaßung trauriger ans Licht, als in der anmaßenden Flachheit, welche die Periode bezeichnet, von der wir reden. Das erste Hervortreten Monaldi's stieß daher auf eine Opposition, die im Verhältniß zu dem Maße seiner Abweichung von den herrschenden Meinungen stand. Allein da sein guter Verstand ihn abhielt, sich eher vor das Publicum zu wagen, als bis er durch lange und geduldige Studien sich berechtigt fühlte, als Meister aufzutreten, ertrug er die Angriffe seiner Gegner mit dem Gleichmuthe Dessen, der sich bewußt ist, daß der Grund, worauf er steht, nicht der Triebsand der Eigenliebe ist. Daneben konnte seine Eitelkeit nicht

beleidigt werden, denn er hatte keine, und die Thorheit ihrer Kritiken würdigte er keiner Aufmerksamkeit, der Zeit es überlassend, seinen Ruf festzustellen. Auch blieb diese weise Enthaltsamkeit nicht lange unbelohnt, denn es ist die Natur der Wahrheit, daß sie sich früher oder später Anerkennung erzwingt; ein gleichartiger Geist findet sich am Ende, ihr das Wort zu reden; und jede wahre Vertheidigung athmet Liebe; daher kommt der warme Enthusiasmus, mit der sie begrüßt wird, und bei dem man beharrt, bis der Widerhall gleicher Gemüther ihn weithin verbreitet, sodaß er endlich für die Menge eine Gewissenssache wird. So war es mit Monaldi.

Allein wir haben hier mehr mit dem Menschen als mit dem Maler zu thun. Wir begnügen uns daher, nur eins seiner Werke zu erwähnen, weniger weil es die Ursache seines endlichen Triumphs war, als um den eigenthümlichen Character seiner Seele zu zeigen. Der Gegenstand des Gemäldes war das erste Opfer Noah's nach dem Fallen der Fluth; ein Gegenstand, der unter einer gewöhnlichen Hand wenig versprach, aber vielleicht vorzüglich geeignet, um die seltene Einheit tiefer Empfindung und erhabener Einbildungskraft, durch die Monaldi sich auszeichnete, zu bethätigen. Die Composition zeigte den Patriarchen und seine Familie am Altare, welcher den Vorgrund einnahm. In der Ferne sah man den Gipfel des

Ararat mit der darauf ruhenden Arche, zwischen beiden ein vermittelndes Thal. Dies Alles waren dürftige Materialien für ein Gemälde; aber die Fülle, mit der sie des Beschauers Seele anzuschwellen schienen, ließen diesen Gedanken nicht Platz greifen. Hier war nichts von dramatischer Verschiedenheit zwischen dem Knieen des Vaters und dem Knieen der Kinder, sie drückten nur eine Empfindung aus — Anbetung, und sie schien aufzusteigen wie eine einzige Stimme. Dies war die Seele des Gemäldes und der Beschauer fühlte dies, aber sie war von der Art, daß sie nicht unter gewöhnlichem Tageslicht sich aufschwingen konnte, noch konnte sie mit so emphatischer Lebendigkeit etwas Anderes durchdringen als ein schattiges Thal, den nebelgrauen Berg, die geheimnißvolle Arche, die gleichsam wieder auf einem Wolkenmeere schwamm, und den düsteren, tiefen Ton des Himmels, der dunkel, aber klar zu der Einbildungskraft von einer verlorenen, aber wieder gewonnenen Welt sprach, die einst todt, jetzt wieder belebt nun ihren ersten Lobgesang, selbst unter dem Mantel des Todes hervor, ausströmte.

Monaldi war so glücklich, bei der ersten Ausstellung dieses Gemäldes den Kavalier S—, einen Philosophen und Dichter, obgleich er niemals eine Zeile geschrieben hatte, an die Spitze der Kritiker treten zu sehen.

„Ich bedarf keinen sichrern Beweis für das Dasein

Ihres Genius," sagte er, sich zu Monaldi wendend; „Sie sind Herr über das Chiaso' scuro und die Farbe, zwei der mächtigsten Werkzeuge, ich will nicht sagen der Kunst, sondern der Natur, denn sie gehörten ihr durch das Recht der Geburt, obschon wenige unserer Künstler seit den Zeiten der Caracci sie gekannt zu haben scheinen. Wenn ich Ihre Formen und den Ausdruck nicht zuerst erwähnte, so folgern Sie nicht daraus, daß ich sie unterschätze; sie sind beide wahr und erhaben; aber bei aller ihrer Großartigkeit und Kraft würde ich sie doch in einem wesentlichen Stücke mangelhaft halten, hätten Sie nicht so die menschliche Gemüthsbewegung den umgebenden Elementen eingehaucht. Dies ist die Poesie der Kunst; die höchste Natur. Es gibt Stunden, wo die Natur, man möchte sagen, mit dem Menschen verkehrt, wo sie seine Gedanken und Empfindungen bestimmt; wo der Mensch in Gegenwirkung tritt und wiederum seinerseits sie zu seinem Willen beugt und, sei es durch Worte oder Farben, ein Dichter wird. Einem gewöhnlichen Pinseler mag Ihr Werk vielleicht unnatürlich vorkommen; allein das ist ganz in der Ordnung, denn er sieht nur mit seinen Augen. Allein es muß ein anderer Maßstab der Kritik angelegt werden, will man unsern entzückenden Correggio, oder selbst — trotz seiner grellen Formen — den Holländer Rembrandt verstehen. Dies sind Männer, deren Herzen und

Imagination so abhängig von einander gewesen zu sein scheinen, daß ich begreiflich finden würde, wenn Übermaß von Elend sie wahnsinnig gemacht hätte."

Aber der Kavalier S— ließ es nicht bei der Bewunderung bewenden; er verleibte das Gemälde seiner Sammlung ein. Auch blieb er hiebei nicht stehen, denn er war einer von Denen, die Erzeugnisse des Genius nicht ohne Wohlwollen gegen den Urheber betrachten können. So sah sich Monaldi durch seine Freundschaft und Freigebigkeit bald in den Stand gesetzt, seinen eignen Neigungen zu folgen und seinen Kräften freies Spiel zu lassen.

Mit Hülfe seines edelmüthigen Freundes und durch seinen eignen beharrlichen Fleiß wurden Monaldi's Werke und folgeweise sein Ruhm bald über ganz Italien verbreitet; Wohlstand und Auszeichnung folgten auf dem Fuße, und endlich, um seinen Triumph vollständig zu machen, erhielt er eine besondere Bestallung vom Papste selbst. Kurz kein Künstler seit Rafael fand eine solche Menge Bewunderer. Aber trotz alles Weihrauchs blieben Kopf und Herz Monaldi's die alten; die reine Einfachheit seines Characters war unantastbar; er blieb stets dasselbe milde, anmaßungslose Wesen.

Zweites Kapitel.

Als die Freunde schieden, ging Maldura, dessen Lebensplan schon lange voraus fertig gemacht war, nach Toscana. Da sein Vermögen ihn der Nothwendigkeit überhob, für seinen Unterhalt zu arbeiten, widmete er sich der Schriftstellerei. Florenz schien ihm der passendste Platz, um seine Fähigkeiten zur Schau zu stellen. Hier und nirgends ehrenvoller, wenn auch schwieriger, konnte er das höchste Streben seines Ehrgeizes — Dichterruhm zu erlangen — der Zukunft anheimgeben. Nur war es ihm unmöglich, wie sein Freund Monaldi, die höchste Belohnung in dem Vergnügen zu finden, seine Pläne zu verfolgen; er liebte seine Kunst nicht ihrer selbst wegen und als das freiwillige Erzeugniß der ihm inwohnenden Natur, sondern eigentlich nur wegen ihrer Nebenfrucht — des Beifalls Anderer.

Daß sein Ruf am Ende so weit hinter dem Maße seines Ehrgeizes zurückblieb, konnte dem Mangel zeitiger

Aufmunterung nicht beigemessen werden, und noch weniger einem Mangel an Fleiß oder Selbstvertrauen in ihm selbst. Kaum hatte er sein dreiundzwanzigstes Jahr erreicht, als er zum Mitglied der Della-Crusta-Akademie erwählt wurde. Diese frühreife Ehre schien ernstlich auf schleunige Erfüllung seiner Hoffnungen zu deuten. Sein Herz wurde dadurch so leicht, daß er sich selbst überredete, es schwelle über von Wohlwollen. Es kommt gewiß Niemand leicht dazu, dies zu glauben, es sei denn, daß er bis zu einem gewissen Grade diesem Glauben gemäß handele und das einseitige Zeugniß seiner Handlungen dieselbe Überzeugung in Anderen hervorbringe. Maldura vernahm selten eine Artigkeit wegen seiner Talente, ohne daß man seinen Tugenden gleichzeitig gehuldigt hätte. Allein sein Ruf war noch immer ein stiller; denn seine Unterhaltung und freundschaftlichen Handlungen konnten über den Kreis seiner persönlichen Bekanntschaften nicht hinaus. Noch war er nicht der Gegenstand der Gespräche des Volkes; noch hatte er im Vorbeigehen auf der Straße kein neugieriges Flüstern bemerkt; noch hatte man ihn nicht durch Fingerzeigen ausgezeichnet, wenn er ins Theater trat, und in keiner Unterhaltung Anderer war der Glockenton zu seinen Ohren gedrungen: Das ist er! Das ist er! Aber er tröstete sich selbst darüber, indem er das Aufsehen sich vorstellte, welches sein erstes Werk unfehlbar auf die Welt machen werde.

Dieses war ein langes und gefeiltes Gedicht, in welchem nach seinem Dafürhalten jede festgestellte Regel, die sich auf seinen Gegenstand anwenden ließ, streng befolgt worden war.

Endlich wurde das Gedicht gedruckt. Wer das Herz eines Schriftstellers kennt, und noch dazu eines Anfängers — dem braucht nicht gesagt zu werden, was Maldura fühlte, als ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern verliefen und immer ohne Nachrichten über sein Buch. Der Gedanke, daß es mißfallen haben könnte, war seinem Herzen zu bitter. „Nein, das ist unmöglich!" Immer längerer Verzug, längere Ungewißheit seines Schicksals wurde unerträglich. Endlich, um sich in seiner Traurigkeit zu trösten, schob er alle Schuld auf seinen unglückseligen Verleger; allein inwiefern dieser schuldig sei, das wußte er nicht. Voll dieses Gedankens wollte er eben hinwegeilen, um seinen Unmuth an ihm auszulassen, als sein Diener den Grafen Piccini anmeldete.

„Hm," dachte Maldura, „jetzt werde ich mein Schicksal erfahren!" Und in der That irrte er auch nicht; denn der Graf war eine Art redender Zeitung. Bald kam man auf das Gedicht zu sprechen und Piccini plapperte Alles heraus, was er darüber gehört hatte; Maldura hatte ihn vor Kurzem etwas geschraubt und daher beabsichtigte er durchaus nicht, ihn zu schonen.

Nach einigen hohlen Versicherungen innigster Hochachtung und einer nachlässigen Bemerkung, daß es ihm schmerzlich sei, Unangenehmes zu wiederholen, häufte Piccini Schlag auf Schlag mit unbarmherziger Zungenfertigkeit. Dann hielt er ein, als müsse er Odem schöpfen, und fuhr fort: „Ich sehe, Sie sind über dieses Alles höchlich erstaunt; aber ich kann Ihnen nicht helfen; meiner Meinung nach sind Sie selbst schuld daran; warum haben Sie Ihren Namen genannt; denn Ihr hoher Ruf hat, wie es scheint, zu so ausschweifenden Erwartungen berechtiget, daß nur ein Genie ersten Ranges ihnen zu genügen im Stande wäre."

„Aus diesem Allen," bemerkte Maldura, „muß ich also schließen, daß mein Werk durchgefallen ist?"

„Ei wie so? Nein — nicht gerade das; man hat es blos nicht gelobt — das heißt, verstehen Sie mich recht, in der Weise, wie Sie es gewünscht haben mögen. Aber lassen Sie sich dadurch nicht niederschlagen; das ist nicht der Rede werth; die Fluth der Meinung kann jetzt zu Ihren Gunsten wieder steigen."

„Dann müßte ich annehmen, daß das Buch bis jetzt noch nicht bekannt genug sei."

„Verzeihung — gerade das Gegentheil. Als Ihr Freund, der Marquis, in seiner letzten Abendunterhaltung das Gespräch darauf brachte, schien jeder Anwesende

völlig damit vertraut, wenigstens sprachen Alle so, als hätten sie es gelesen."

Maldura biß sich in die Lippen. „Bitte, sagen Sie mir, wer war zugegen?"

„O! alle Ihre Freunde, auf mein Wort; Guattani, Martello, Pessuti der Mathematiker, Alfieri, Benuci, der Venetianer Castelli, und der alte Ferrarese Carnesecchi; diese waren die wichtigsten, allein es waren wol noch zwanzig andere zugegen und jeder hatte etwas zu sagen."

Maldura gewahrte sehr deutlich die Bosheit in dieser Aufzählung; allein er unterdrückte seinen aufsteigenden Zorn. „Gut," sagte er, „wenn ich Sie recht verstehe, hatte diese ganze Gesellschaft nur eine Meinung über mein Gedicht?"

„O keineswegs! Ihre Meinungen waren so verschieden als ihre Charactere."

„Nun, Pessuti — was äusserte er?"

„Sie wissen ja, er ist ein Mathematiker und sollte nicht in Betracht kommen. Doch um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, er ist ein sehr feiner Kritiker und ein ganz gewandter Dichter."

„Nur zu, mein Herr, ich bin gefaßt."

„Nun Pessuti war der Meinung, daß das Gedicht mehr Gelehrsamkeit als Genie verrathe."

„Und weiter?"

„Martello stellte beides in Abrede; aber wie Sie

wissen, ist er ein getäuschter Schriftsteller. Guattani war mit Pessuti fast gleicher Meinung hinsichtlich der Gelehrsamkeit, behauptete aber, daß Sie zuverlässig große Erfindungsgabe in der Fabel des Gedichts entwickelt hätten — denn dergleichen hätte sich nie zugetragen, noch jemals zutragen können. Aber ich fürchte, ich langweile Sie?"

„Nein; bitte, lassen Sie nur hören!"

„Der nächste, welcher sprach, war der alte Carnesecchi; er bekannte, daß ihm die Dichtung ohne Zweifel Vergnügen gemacht haben würde, hätte er sie nur festhalten können; allein sie sei so en regle und so ähnlich hundert anderen, daß sie ihm vorgekommen sei wie ein sogenannter artiger Herr, welcher schwatzt und sich verbeugt und durch das Gedränge hindurchschlüpft, ohne einen Eindruck zu machen. Ein anderer der Anwesenden, dessen Namen ich vergessen habe, lobte die Verse, tadelte aber die Gedanken."

„Weil sie albern wären?"

„O nein, aus einem entgegengesetzten Grunde — weil man schon seit langer Zeit gewußt, daß sie gut seien. Castelli wollte diesen Grund nicht gelten lassen; ihm für seinen Theil, sagte er, gefielen sie gerade deshalb um so besser — es sei, als ob man in jeder Zeile einen alten Freund begrüßte. Wenigstens, bemerkte ein Anderer, würde kein kritischer Gerichtshof sie verdammen können, weil jeder ein Alibi beweisen

könne. Nicht ein Alibi, sagte ein Dritter — sondern eine Doppelung, und deshalb müßten sie wegen Hexerei verbrannt werden. Dagegen hätte ich durchaus nichts, sagte ein Vierter, aber nur nicht der arme Dichter, denn dieser hat uns zur Gewißheit dargethan, daß er kein Hexenmeister ist."

„Hierauf nahm Castelli — aber auf Ehre, ich darf nichts mehr sagen."

„Sie sind allzu zartfühlend, mein Herr! Verschweigen Sie nichts, ich bitte Sie darum."

„Nun denn; Benuci schloß mit dem ausschweifendsten Lobe, das ich jemals gehört habe!"

Maldura schöpfte Athem.

„Denn er verglich Ihren Helden dem Apoll zu Belvedere, Ihre Heldin der medizeischen Venus und Ihre untergeordneten Charactere der Diana, dem Hercules, dem Antinous und zwanzig anderen berühmten Antiken; erklärte sie alle für gleich gut ausgeführt und schön, — und, gerade wie jene, auch gleich kalt, gleich hart, gleich bewegungslos. Kurz, er wies nach, daß Sie der kühnste und originellste Dichter seien, den er jemals gelesen; denn Niemand als ein verwegenes Genie, das außer seinem eignen Niemandes Geschmack zu Rathe ziehe, würde wie Sie gewagt haben, sein animalisches Leben von einer Statuengallerie und sein vegetabiles aus einem hortus siccus zu beziehen."

Maldura's Pulse stockten; aber sein Stolz behielt die Oberherrschaft und er verbarg seine Gedanken unter einer Art Gemüthsruhe. Aber er wagte nicht zu sprechen, schweigend sah er auf Piccini, als warte er auf eine Fortsetzung. „Ich glaube, das war alles,“ sagte der Graf, spielte nachlässig mit seinem Hute und erhob sich, um zu gehen.

Maldura faßte sich und sagte mit großer Anstrengung: „Nein, mein Herr, Sie nannten noch einen Namen — Alfieri; was sagte er?“

„Nichts!“ Piccini betonte dieses Wort mit ungewöhnlichem Nachdruck; es war sein spitzester Bolzen; er wußte, daß ein Schein von Empfindung ihn an die rechte Stelle senden werde. Dann schwieg er noch einen Augenblick und eilte aus dem Zimmer.

Maldura sank in seinen Stuhl zurück und seufzte mit bitterem Herzen. „Die Elenden, die aus Sarkasmen ein Geschäft machen und deren Eigensucht sich an dem Unglück eines Anderen mästet, kann ich verachten; aber Alfieri — der männliche, gerechte Alfieri — mich so zermalmt und stückweise vor seinen Augen zerissen zu sehen und Nichts zu sagen! Bin ich denn unter allem Lobe? Konnte er nicht einen einzigen Funken des Genius in mir finden, um seinen eignen zu entzünden und meine nichtswürdigen Meuchelmörder zu vernichten? Nein — er sah sie an

mich stürzen, in meinen Eingeweiden wühlen und konnte schweigen."

Maldura schloß die Augen, um sich vor dem Tageslicht zu verbergen; aber weder seine Augenlider noch die Dunkelheit der Nacht konnten sein Gemüth von den gehässigen Gestalten seiner Schmäher trennen. Er sah sie in ihren Versammlungen, auf dem Corso, in den Kaffeehäusern wie Feinde zusammengekettet und sich eine höllische Freude mit Anspielungen und Brocken aus seinen Versen machen, während der gemeine Haufen, sein Dominospiel verlassend und ringsherum hohnlachend, sich überaus glücklich fühlte, gerade bei dieser Jagd zugegensein zu können. Kurz, endlich zauberte sein gekränkter Ehrgeiz sich jede Vorstellung herauf. Aber seinen Stolz vermochten sie nicht zu beugen. Eine Woche mochte es ziemlich dauern, ehe er Muth genug sammeln konnte, um auszugehen, auch that er es nicht, ohne vorher sein Benehmen genau überlegt zu haben; namentlich setzte er sich vor, alle seine Bekannten artig zu behandeln, so wenig wie möglich betreten über seine fehlgeschlagene Hoffnung zu scheinen, wohl wissend, daß der Triumph seiner Feinde im Verhältniß seiner Niedergeschlagenheit wachsen werde; aber keine Gefälligkeit anzunehmen und insbesondere keinen Freund zu haben; — ein Entschluß, der den wahren Charakter des Mannes zeigte, der selbst Freundlichkeit nicht ertragen

konnte, außer wenn sie dargeboten wurde, seinen Stolz anzufachen.

Dieses künstliche Betragen hatte die gewünschte Wirkung. Er brachte den Zungendrescher zum Schweigen und entwaffnete gänzlich die Boshaften. Zugleich sahen die milderen Naturen darin neue Beweggründe, ihn zu achten, ja, einige waren sogar edelmüthig genug, besser von seinem Genie zu denken, weil er sein Mißgeschick mit so guter Fassung trug. Kurz, er brachte die Sache so ruhig in Vergessenheit, daß nach wenigen Monaten Niemand an Maldura als unglücklichen Autor dachte, oder zu denken schien.

Aber in seinem Herzen stand es eingegraben, um nie vergessen zu werden, und er dürstete nach Rache. Um aber diese auszuführen, mußte er erst ein literarisches Ansehn erlangen, und dieß konnte, wie er wohl wußte, nur durch Erfolg in Schriftstellerei gewonnen werden.

Aber war er auch in der geeigneten Stimmung für die Dichtkunst? Manchem Gemüthe würde ein solcher Schlag den Tod gebracht haben. Maldura's Gemüth war nicht von solchem Stoffe. Er hatte sein Selbstvertrauen nicht verloren. Dabei war er geneigt, jenes Fehlschlagen Allem, nur nicht seiner eignen Mangelhaftigkeit zuzuschreiben; die Scheelsucht der Nebenbuhler, ihr Einfluß auf die Menge; die allgemeine Uempfindlichkeit gegen seinen Hauptgegenstand,

ja, selbst seine Originalität und die gemeine Scheu, etwas Neues zu loben, konnte die Ursache sein, so daß das Ereigniß, statt ihn zu erschüttern, vielmehr dazu beitrug, seine Kräfte zu stählen. Er hatte zwei Werke unter der Hand, ein satyrisches Gedicht und eine Tragödie; das erstere konnte er nun con amore fortsetzen; an Witz fehlte es ihm nicht und Galle hatte er jetzt im Überfluß; damit aber Niemand den Autor in ihm vermuthen sollte, beschloß er nach Rom zu gehen und es von da unter einem angenommenen Namen nach Florenz gelangen zu lassen.

Bald war das Gedicht beendigt und dem Plane gemäß nach Florenz gesendet. Nach Verlauf eines Monats gingen zwei Briefe an ihn ein, der eine unter seinem angenommenen, der andere unter seinem wahren Namen. Wie der Falke auf die Lerche, so stieß er auf sie. Er warf einen Blick auf die Unterschrift des unter seinem wahren Namen angekommenen und las „Piccini." Eben wollte er den Wisch auf den Boden werfen, als sein Auge durch folgende Worte gefesselt ward. „Die ganze Stadt hallt wieder vom Lobe dieses unbekannten Dichters. Jeder Mann spricht von ihm mit Bewunderung; Benuci selbst macht seine Anmerkungen ohne einen Anflug von Spott." Triumphirend hohnlachte Maldura. „Schuft!" rief er, den Brief zermalmend, „du weißt nicht, daß der Mann, den du mit dem Lobe eines Anderen verwunden

wolltest, selbst dieser Andere ist. Aber Graf Piccini soll eines Tags den Satiriker besser kennen lernen.“ Der andere Brief war von seinem Buchhändler und unterrichtete ihn von dem reissendschnellen Absatz und vollständigen Beifall, den sein Werk gefunden. Zugleich war ein schmeichelhaftes Sonnet von Castelli angeschlossen.

Maldura's Ziel war jedoch weit höher gesteckt als auf den Ruhm eines bloßen Satirikers; er sah auf ihn im Vergleich zu dem, wozu er seinen Genius befähigt hielt, mit Geringschätzung herab. Allein, ob er ihn gleich in gewisser Hinsicht unzulänglich für die Befriedigung seines Ehrgeizes hielt, so war er doch für den Augenblick zufrieden mit der Freude seines Triumphs, und es schmeichelte ihm, darin die Gewißheit der guten Aufnahme seines Trauerspiels vorauszusehen.

Drittes Kapitel.

Maldura war von nun an ungleich fröhlicheren Herzens und suchte von neuem die Gesellschaft. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit brachte ihm in Rom dieselben Aufmerksamkeiten zu Wege wie in Florenz, und da er äußerlich sich nicht verändert hatte, so fand er keine Schwierigkeiten, wo er Bekanntschaften anknüpfen wollte.

Zu den wärmsten seiner neuen Freunde zählte er einen ausgezeichneten Advokaten, einen nahen Verwandten des Papstes, Namens Landi. Er hatte an Maldura's Umgang ein besonderes Gefallen gefunden und hatte ihn oftmals in sein Haus eingeladen; allein Maldura hatte mit der Verkehrtheit, welche jetzt die Regel seines Benehmens zu werden begann, diese Einladungen eben so oft abgewiesen und zwar aus demselben Grunde, der einen Andern bewogen haben würde, sie anzunehmen — nämlich weil sie wirklich herzlich gemeint waren. Er war gierig nach Bewun=

derern, aber sein immer wachsendes unwandelbares Mißtrauen hielt ihn von Vertraulichkeit ab. In einem Anfall von Laune machte er indessen endlich doch einen Besuch.

Der Advokat empfing seinen Gast mit großer Herzlichkeit und führte ihn bei seiner Tochter mit solchen Lobeserhebungen ein, daß sie in ihm einen Liebling ihres Vaters sehen mußte.

Unmöglich konnte man Rosalie Landi mit gleichgültigen Augen betrachten. Ihre Schönheit war von einer Art, die man mit dem Namen der überall gültigen bezeichnen könnte, — wenigstens in Hinsicht der Wirkung, denn es war schwierig zu entscheiden, ob sie mehr glänzend oder einnehmend, ob sie mehr in dem völligen Ebenmaß und Einklang ihrer Züge, oder in dem ausnehmenden und immer wieder neuen Ausdruck, der über dem Ganzen schwebte, zu suchen sei.

Zum ersten Male in seinem Leben wurde Maldura's Herz getroffen. Bisher hatte er die Frauen nur als regelmäßig zur Dichtkunst gehörenden Stoff betrachtet; er hatte ihre Reize geprüft und analysirt, blos um sie zu klassifiziren und zu beschreiben. Jetzt studirte er nicht, noch dachte er an Studien; er hatte nur ein Gefühl — daß der Gegenstand vor ihm lieblich sei; und dabei fühlte er noch obenein mit Erstaunen, daß bald ihre Schönheit und bald ihr Geist,

je nachdem sie wechselsweise seine Bewunderung gewannen, ihn in demselben Maße beunruhigten, als sie ihm Vergnügen gewährten. Eine Weile bestürzten ihn diese streitenden Bewegungen; doch ein Blick in sein Herz erklärte ihm Alles — sie war das erste Weib, an dessen Schicksal er jemals gewünscht hatte sein eigenes zu knüpfen. Von diesem Augenblick an betrachtete Maldura sie als für sich bestimmt.

So plötzlich aber auch seine Liebe entstand, so wenig war sie völlig ungetrübt. Wo einmal eine herrschende Leidenschaft ist, pflegen die Neigungen naturgemäß sich unterzuordnen und ihre Färbung von dort anzunehmen; sie haben keine Selbstständigkeit in der Richtung zu irgend einem Gegenstand und können mit keinem sympathisiren, wenn es nicht zu Befriedigung des Alles beherrschenden Verlangens beiträgt. So ging es Maldura. Sobald die Schönheit Rosaliens sein Herz traf, bemächtigte sie sich auch seines Hirns. Er sah sie seine zukünftigen Triumphe verschönern und sich durch sie als den stolzen Gegenstand des Neides; sodann zogen ihres Vaters Gewicht, seine hohen Connexionen und deren Einfluß der Reihe nach vor ihm vorüber, um den Pfad seines Ehrgeizes gerade und eben zu machen.

Mit jedem neuen Besuche, den Maldura machte, befestigten sich diese Beweggründe mehr und bestärkten ihn um so kräftiger in seiner Liebe, bis endlich das

Bild Rosaliens, vermischt mit allen Hoffnungen auf Auszeichnung, sich so in seinem Herzen festsetzte, daß er an das Eine nicht denken konnte, ohne das Andere heraufzurufen.

Nach einigen Wochen machte Maldura seine Aufwartung beim Advokaten, um dessen Erlaubniß einzuholen, sich um seine Tochter bewerben zu dürfen. Bereitwillig und in der schmeichelhaftesten Weise ward ihm diese Erlaubniß ertheilt. Landi fügte hinzu, daß er „sein Jawort haben solle, daß aber Alles von der Einwilligung seiner Tochter abhängen müsse."

Stolze Menschen, wenn sie noch so scharfsichtig in allen andern Dingen sind, pflegen in Herzensangelegenheiten auffallend stumpfsinnig zu sein. Ihr eignes Herz leitet sie häufig irre, wenn sie ihrer Sache ganz gewiß zu sein glauben. Ihre Gewohnheit, jedes Ding durch das trübe Medium der Selbstliebe zu sehen, macht es ihnen unmöglich, jene verschiedenen Abstufungen von Gutmüthigkeit, Werthschätzung, Hochachtung und so weiter bis zum ausschließlichen Vorzug, womit ein zartfühlendes Weib ihr Betragen gegen das andere Geschlecht steigert, zu unterscheiden. Allein Dasselbe, was die unterscheidenden Schattirungen der Gegenstände verdunkelt, erweitert auch ihre Umrisse; dies ist der Grund, warum oftmals kleine Aufmerksamkeiten leicht für etwas mehr gemißdeutet werden, und daß bei öfterer Wiederholung ihre bloße Häufung bald

mißverständlich für Liebe genommen wird. Maldura hatte nicht die geringste Besorgniß, daß seine Bewerbung fehlschlagen könne; wie sie ausfiel, mag man aus einem Gespräch zwischen Rosalien und ihrem Vater abnehmen.

„So weit, liebe Rosalie," sagte der Vater, „stimmen wir ganz überein; du hast Maldura Gerechtigkeit widerfahren lassen. Allein weshalb bei seinen Talenten stehen bleiben? Findest Du an ihm weiter nichts zu loben?"

Rosalie schwieg.

„Sicherlich kannst Du an seiner Person nichts aussetzen?"

„Gewiß nicht; ich entsinne mich kaum, einen so schönen Mann gesehen zu haben."

„Vielleicht sind Dir seine Manieren unangenehm?"

„Im Gegentheil, ich halte sie für ungemein angenehm. Sein Benehmen ist selbst mehr als geglättet; es ist verfeinert; und seine Gabe zu unterhalten scheint mir völlig unvergleichlich."

„Sehr gut, mein Kind, nur weiter! — wie, Du schweigst wieder? Ich fürchte — sprich — hast Du etwas gegen seine Sittlichkeit gehört?" —

„Nicht das Geringste!"

„Oder hast Du etwas gegen seine Denkungsweise einzuwenden?"

„Mit seiner Denkungsweise bin ich völlig unbe-

kannt und habe mir daher keine Meinung darüber bilden können."

„Nimm Dich in Acht, Rosalie; es gibt keine härtere und schneidenden Verkleinerung, als eine eiskalte Verneinung."

„Um Alles in der Welt möchte ich nichts Schlimmes denken, lieber Vater, — wenn ich nur anders könnte."

„Du kannst also nicht anders als schlimm von seiner Denkungsweise zu denken?"

„Das habe ich nicht gesagt. Ich bin geneigt, sie für gut zu halten, bis ich Beweise vom Gegentheil habe."

„Hast Du sie?"

„Keinen Schatten davon!"

„Dann bin ich zufrieden; denn ich halte sie für großmüthig und edel. Und ich glaube auch, daß mein Kind zu gerecht ist, um dem geringsten Widerwillen ohne Ursache Raum zu geben."

Rosalie neigte Beifall.

Landi fuhr fort: „Nun denn, da Du den mehresten seiner Eigenschaften höchlich Beifall zollst und gegen keine etwas einzuwenden hast, was hindert meine geliebte Tochter — laß Dich nicht beunruhigen, Rosalie; ich bin ein Vater, kein Tyrann. Überdem bin ich jetzt ein alter Mann und habe keine andere Stütze in der Welt als Dich, und wenn ich Dich vor

Übel bewahre und dich zum Guten leite, habe ich nur mein eignes Wohl im Auge."

„Geliebtester Vater!" sagte Rosalie, „Ich kenne, ich fühle Deine Güte; Du bist immer der zärtlichste Vater gewesen, und ich würde mich selbst eines Glücks unwürdig halten, könnte ich Dir vorsätzlich einen Augenblick Kummer machen!"

„Ich bin davon überzeugt, Rosalie. Auch würde ich nicht besser von mir selbst denken, wenn ich geneigt wäre, meinen Willen auf Kosten Deiner Ruhe Dir aufzuzwingen. Damit wir uns aber jetzt verstehen, laß uns deutlich reden. Signor Maldura hat diesen Morgen meine Erlaubniß gesucht, um Dich werben zu dürfen. Ich will Dich nicht mit der Wiederholung meiner Meinung über seine Vorzüge belästigen; Du kennst sie bereits und weißt, daß sie nicht wol höher steigen kann. Ich brauche Dir also auch wol nicht zu sagen, daß ich mich freuen würde, ihn meinen Sohn nennen zu können? Daß ich ihn von allen Männern, die ich gekannt habe, für den rechten Mann halte, meine Tochter glücklich zu machen? — Willst Du nicht sprechen, Rosalie?"

„O, Vater!" rief Rosalie und schlang ihre Arme um seinen Hals!

„Sei ruhig, Rosalie; laß uns vernünftig überlegen."

Landi führte sie zu einem Stuhl, nahm neben ihr Platz und fuhr fort: „Liebe Rosalie, ich kenne —

wenigstens glaube ich die Ursache Deines Widerstrebens zu kennen, Deine Seele hat eine romanhafte Färbung, das ist in Deinem Alter völlig natürlich; und Du hast Dir, wie ich nicht zweifle, gewisse besondere Begriffe von Liebe gebildet, welche Du eines Tages zu verwirklichen hoffst. Nun hast Du so eben in Dein Herz einen Blick geworfen und hast darin (was sehr wahrscheinlich ist) Nichts gefunden, was ihnen ähnlich sähe. Es würde mich überrascht haben, wenn ich es anders gefunden hätte; denn ein wirklicher Geliebter ist nicht halb so fügsam als ein idealer. Aber die Schatten jugendlicher Einbildung verfliegen mit der Jugend. Dann erst kommt der Sinn für das Wesentliche und Wirkliche, und mit ihm eine Verwunderung, daß wir jemals selbst die bescheidensten Alltags-Eigenschaften des Herzens und Verstandes für diese glänzenden Träume verstoßen konnten. Es mag hart scheinen, von Dir, die Du jung bist, zu verlangen, zwischen Beiden zu wählen. Aber wenn ich es verlange, geschieht es nicht, Dich zu bewegen, für irgend eine gewöhnliche Wirklichkeit Deine Ideale aufzugeben. Die Eigenschaften Maldura's sind eben so selten als tüchtig. Und wenn er Dich bis jetzt nicht mit einer der zärtlichen Regungen — diesen ergötzlichen Schmerzen — erfüllt hat, die Deine Einbildung Dich gelehrt haben mag, verschwistert mit Liebe zu denken, so halte ihn deshalb nicht weniger für geeignet, Dich

glücklich zu machen. Selbst wenn er sie Dir eingeflößt hätte, sie würden nicht dauern, in wenigen Monaten, vielleicht in wenigen Wochen werden sie verflogen sein. Nimmer wird dies der Fall mit den Eigenschaften sein, die er jetzt Deiner Aufmerksamkeit darbietet; und nimmer würde Dir dies begegnen, wenn Dir als der Gattin des ersten Genies seiner Zeit der Hof gemacht und Ehre erwiesen wurde."

„Liebster Vater," sagte Rosalie, ich wollte, ich könnte über diesen Gegenstand mit Dir rechten, aber — es ist mir nicht möglich."

„Sonderbar! Du machst mir gerade keinen Einwurf und dennoch — Glaubst Du, daß ich ihn überschätze?"

„Nein, er verdient Alles, was Du von ihm sagst; aber dennoch —"

„Du würdest ihn dennoch abweisen?"

Rosalie schwieg.

„Wenn Du ihn schätzest, wirst Du ihn gewiß auch lieben; glaube mir, dieß wird die natürliche Folge sein."

„Dachtest Du immer so, lieber Vater?"

„Vielleicht nicht. Als ich jung war, hatte ich ohne Zweifel den Kopf so voller Einbildungen als Andere."

„Und doch hast Du nicht vor dem vierzigsten Jahre geheirathet?"

„Und was willst Du damit sagen, mein Kind?“

„Meine Mutter starb, als ich zu jung war, um sie zu kennen; aber sie ist mir so oft von Dir und Andern geschildert worden, daß sie jetzt so lebendig vor mir steht, als wäre sie nie von uns genommen worden. War sie nicht mild und gut?“

„Wie der Thau des Himmels!“

„Und ihre Seele?“

„Der Sitz jeder Anmuth und Tugend!“

„Und dabei war sie schön?“

„Dich ausgenommen, habe ich nie ein so liebliches Geschöpf gesehen.“

„Und war sie eine gute Gattin?“

Landi erblaßte. „Rosalie, — mein Kind — warum mich durch diese grausamen Fragen an einen Verlust erinnern, den die Welt nicht ersetzen kann?“

„So war sie denn Alles, was Du wünschtest; und doch habe ich gehört, daß Ihr Euch aus Liebe genommen.“

„Still!“ rief Landi, sein Gesicht wegwendend. „Du hast mich überwunden.“

Rosalie drückte seine Hand an ihre Lippen.

„Nein, mein Kind,“ sagte der Vater nach einer kurzen Pause, „obschon mein Kopf alt ist, so fühle ich doch, daß mein Herz immer noch jung ist. Ich will Dich nicht zu einem lauwarmen Gelübde verleiten; Du bist ein leibhaftiges Seitenstück zu ihr, die einen

König für Deinen Vater ausgeschlagen haben würde, und wie sie, so sollst auch Du einzig nach dem reinen Antrieb Deines eignen Herzens wählen."

Landi, welcher den Wunsch hegte, seinem Freunde Kummer zu sparen, verlor keine Zeit, ihm das Ergebniß dieses vertraulichen Gesprächs mitzutheilen. Als Maldura es vernahm, stand er einen Augenblick wie Einer, der aus dem Schlafe erwacht und zweifelt, ob die Worte, die noch in seinen Ohren widerhallen, wirklich von einem anderen Munde gekommen, oder blos das Gepräge des eignen Hirns sind. Aber nur einen Augenblick, der mitleidige Ton Landi's, sein Auge voll Mitgefühl und der zitternde Druck seiner Hand überzeugten ihn bald von der Wirklichkeit. Aber er zweifelte auch jetzt noch; nicht daß er recht gehört habe, sondern ob es wahr sei; er zweifelte an Landi's Aufrichtigkeit und hielt es für einen Nothbehelf, um auf anständige Weise von der Verbindung loszukommen. Dieser Argwohn trieb ihm alles Blut nach dem Kopfe; aber er bezwang sich selbst und blieb artig, bestand aber darauf, eine Abweisung nur von der Dame selbst annehmen zu wollen. Vergeblich bemühte sich Landi, ihn auf einen andern Weg zu bringen, und willigte endlich ein, daß Maldura den nächsten Morgen seine Aufwartung bei Rosalien mache. — Die Zusammenkunft war kurz und entscheidend. Aber niemals ward ein Korb mit mehr Zartheit und Milde

ausgetheilt. Und nie hörte ein abgewiesener Liebhaber seine Vorzüge beredter herausstreichen als Maldura, selbst in dem Augenblicke, als Rosaliens Lippen sein Verderben verkündeten. „Machen Sie nicht meinem Willen," so schloß sie, „sondern, wenn Sie etwas tadeln wollen, machen Sie meinem Herzen einen Vorwurf, das keinen andern Zwang kennt, als den seiner eignen Launen."

Der Character Rosaliens war von der feinen Mischung von Sanftmuth und Festigkeit, welche die Vollkommenheit eines Weibes bilden. Die erstere war ein Geschenk der Natur, die letztere ein Ergebniß von Grundsätzen; und während sie durch die eine offen für jeden Eindruck der Zuneigung ward, behütete die aufmerksame Wachsamkeit der anderen sie vor Allem, was nicht die Probe hielt. Diese sittliche Unterordnung, oder besser dieses Gleichgewicht zwischen Sinn und Sinnigkeit, setzte sie bei oberflächlichen Beobachtern nicht selten dem Vorwurf der Kälte aus. Aber es war die Kälte ihres bessern Urtheils, eine zufällige, aber immer zweckmäßige. Wenn ihr Herz geöffnet war, und es stimmte mit ihren Grundsätzen, gab das ganze Weib mit einem Male nach.

Wer möchte zweifeln, daß das Bewußtsein ihrer Hinneigung zu dieser wunderbaren Selbstverläugnung ihres Herzens es war, von dem sie zuerst lernte einen weniger trügerischen Führer als ihre eignen überspannten

Antriebe zu suchen. Glücklicherweise kamen ihr hier ihres Vaters gute Lehren zu Hülfe, und da Landi ein Mann von aufrichtiger Frömmigkeit war, so wird man verleitet zu folgern, daß der Führer, den sie in ihm fand, die Religion war. Aus ihr entlehnte sie das Richtmaß der Vortrefflichkeit, nach welchem sie Alles, was ihr nahe trat, zu messen gewohnt war.

Viertes Kapitel.

Hätte Maldura Rosalien um ihrer selbst willen geliebt, so würde die Art, wie sie seine Bewerbung ablehnte, sie in seiner Achtung sehr erhöht haben. Aber mit dem Verlust ihrer Person fiel ein böser Thau auf seine Hoffnungen, sich auszuzeichnen. Obschon er noch dasselbe Vertrauen in seine Kraft fühlte, so konnte er es doch nicht ertragen, alle die Vortheile zu vergessen, auf die er so lange in dem Gedanken an die Vereinigung mit Rosalien gezählt hatte, und er haßte sie als Die, welche ein herrliches Traumbild des Ehrgeizes zerstört hatte, nachdem sie es, als wollte sie nur seiner spotten, durch ihren Zauber hervorgerufen. Allein was er auch wüthen und auf Rache denken mochte, das Schicksal seiner Tragödie, welche jetzt auf dem Wege nach Florenz war, scheuchte den Gedanken an sie aus seiner Seele. Er hatte alle seine Kraft auf dieses Stück gewendet, weder Zeit noch Arbeit gespart, um ihm die höchste Feile zu geben. Er fühlte,

als er es absendete, daß er sein Bestes gethan, und daß, wenn es durchfallen sollte, irgend ein widriges Gestirn, das er nicht in seiner Macht habe, darauf einwirken müsse. Es war sein letzter Einsatz und er war entschlossen, Alles daran zu wagen; denn je mehr er es beschaute, im Einzelnen wie im Ganzen, desto inniger überzeugte er sich, daß es nicht durchfallen könne.

Die günstige Aufnahme seiner Satire verschaffte dem Trauerspiel sogleich willigen Eingang im Theater; die Aufführung war bereits angezeigt und Maldura hatte blos die Entscheidung des Publikums noch abzuwarten. Sie blieb nicht lange aus; das Schicksal des Stücks erreichte ihn bald. Es war ausgepfiffen worden. So schrieb der Schauspieldirector.

Auf diesen Schlag war er nicht gefaßt. Eine Stunde lang saß er da und stierte den Brief des Directors an, gleichsam als wolle er sich etwas zurückrufen, ohne zu wissen, was; denn der Inhalt des Briefs war ihm entschwunden, ehe er ihn noch recht gefaßt hatte. Aber bald kehrte seine Erinnerung zurück. Besser wäre es für ihn gewesen, sie wäre nicht zurückgekehrt; denn sie zeigte ihm nur die äußerste Verwüstung in seinem Innern — eine Seele ohne Heimat, ohne Zweck; denn er konnte weder vor- noch rückwärts blicken. Blickte er in die Zukunft, so sah er statt der glänzenden Traumbilder, die einst wie

eine Fata Morgana vor ihm aufstiegen, eine Wüste; wendete er sich zur Vergangenheit, so belastete seine arbeitsvolle Wirklichkeit, die einst so glänzend schimmerte, jetzt aber zwecklos geworden war, den Boden mit ihren schweren Trümmern.

In diesem hoffnungslosen Zustande verließ ihn jedoch ein Tröster nicht — sein unbeugsamer Stolz. Er war es, der ihn aufrecht erhielt. Hätte ein Schatten von Mißtrauen gegen sich selbst ihn durchzuckt, er möchte zum Wahnsinn sich verdunkelt haben; allein ein Zweifel an seinem Genie berührte nie seine Seele. Deshalb hielt er sich für einen schlecht behandelten Mann, und er haßte die Welt, welche ihm auf diese Weise sein gutes Recht vorenthielt. Sein einziger Trost lag nunmehr in der elenden Zuflucht des Menschenhassers, in jener kindischen Rache, welche Der in der Thorheit seines Ingrimms an der Welt zu nehmen wähnt, der alles genossene Gute vergißt. Ist doch nur ein kleiner Unterschied zwischen einem völligen Menschenhasser und einem mürrischen Kinde! Wahrlich, Beider unvernünftiger Zorn nimmt denselben Weg; sie erwidern Beleidigungen, indem sie sich selbst grollen. Um dieser jammervollen Stimmung sich völlig übeclassen zu können, zog er sich in einen wenig bewohnten Theil der Weltstadt zurück, und da er, außer bei Nacht, selten ausging, so schloß man allgemein, daß er Rom verlassen habe, und — hatte ihn bald vergessen.

Fünftes Kapitel.

Etwa zwei Jahre nach den eben berichteten Vorgängen kam Monaldi nach Rom. Seine Aufnahme war von der Art, daß sie ihn höchlich befriedigt haben würde, wäre er nach öffentlicher Bewunderung sehr begierig gewesen. Doch würde man ihm unrecht thun, wenn man ihn völlig unempfindlich gegen Lob nennen wollte; sofern er es für den Ausdruck des Mitempfindens hielt, schätzte er es sehr, ja es galt ihm als eine der Zierden unserer gesellschaftlichen Natur ausserordentlich viel. Ebenso wenig stellte er sich gleichgültig gegen die ruhmvolle Mitempfindung der Nachwelt — diese reinste Gestalt des Ruhms, zu der so manche edle Geister unter Armuth und Vernachlässigung geduldig aufgeblickt haben — und ach, danach aufblickten als auf ihren einzigen Lohn. Aber die Liebe zum Ruhm war weniger eine Leidenschaft in Monaldi, als das Ergebniß eines nüchternen Gesetzes seiner Seele, dem er sich gehorsam erwies, weil es

die Gewißheit einer dauerhaften Natur in sich trug. Aber er gierte nicht nach Auszeichnung, noch weniger nach Allbekanntheit, oder was gemeinhin Ruf und Reputation genannt wird. Er war schon über die Gräber so mancher begrabenen Reputationen geschritten, um endlich gelernt zu haben, wie ihr gemeines Erbtheil, geschätzt von einem Zeitalter, von dem anderen gewürdigt wird.

Bei einem solchen Künstler konnte natürlich ein bloßer Schmeichler seines Namens keine Gunst zu finden hoffen, noch wird man, wenn man hinzufügt, daß Monaldi eine von den freundlichen Naturen war, denen die Nothwendigkeit, jemanden zurückzuweisen, allemal peinlich ist, es sonderbar finden, daß ein Mensch von der beschriebenen Gattung ihm die merkwürdigste Langeweile machte. Um einem von diesen nichtssagenden Schmeichlern, die nicht unterließen, sich an ihn zu hängen, wenn sie ihm begegneten, zu entlaufen, bog Monaldi eines Tags in einen Thorweg in einer obscuren Straße ein, wo ein Mann seiner Art eine Seltenheit war. Der Thorweg leitete in einen ziemlich dunkeln Durchgang und er hoffte sich hier verbergen zu können, bis sein Verfolger vorbei sei, als er jemanden von innen auf sich zukommen sah. Die Seltsamkeit seiner Lage nöthigte ihn entweder zu gehen, oder sich zu erklären, und er wählte das Letztere. „Verzeihung, Signor — ich hoffe, Sie

entschuldigen mein Eindringen.“ Der Fremde fuhr zusammen. „Nur für einen Augenblick!“ setzte Monaldi hinzu. „Ich bin nur ein unglücklicher Künstler, der einem lästigen Bekannten ausweichen wollte.“

„Gehen Sie!“ sagte der Fremde.

„Gütiger Himmel!“ rief Monaldi; „wahrhaftig diese Stimme —“ Aber der Fremde war verschwunden.

„Er ist — er muß es sein,“ und ohne weitere Umstände trat er in den Hof. Jetzt standen sie unter dem offenen Himmel. Der Fremde blieb stehen, — und Monaldi erkannte seinen lange verlornen Freund.

„Maldura!“ war Alles, was sein volles Herz hervorbringen konnte.

Maldura sprach nicht ein Wort, überließ jedoch seine Hand dem Drucke seines Freundes.

„Ich sehe, es ist Dir wie mir,“ sagte Monaldi endlich. „Aber wie können auch Worte die Freude dieses Zusammentreffens ausdrücken?“

„Worte! — Jawohl — sie sind eitel.“ Maldura war kein Heuchler und sein männlicher Geist sträubte sich, Etwas zu sagen, was er nicht fühlte — und auszusprechen, was er fühlte, war sein Herz noch nicht hart genug. Und doch mußte etwas gesagt werden — und dieses sollte weder unzart noch leer sein. „Du siehst wohl aus, Monaldi; selbst besser, als zur Zeit, wo wir in Bologna schieden.“

„Das ist lange her — sehr lange," sagte Monaldi; „aber so lange es auch ist, so brauche ich Dir doch kaum zu sagen, daß ich mich weniger Tage erinnere, wo ich Maldura's nicht gedacht — besonders seit ich Deine Spur verloren hatte. Aber wo hast Du Dich diese lange Zeit aufgehalten? Du glaubst nicht, was ich mir für böse Gedanken über Dein sonderbares Verschwinden gemacht habe — keine Briefe — keine Spur — bisweilen dachte ich, Du habest Dich nach Spanien eingeschifft — da Du einst diese Absicht äusssertest — und das Schiff sei untergegangen; dann in einer heiteren Stimmung nahm ich an, Du habest Dich freiwillig in eine ruhige Einsamkeit verbannt, damit Du Deinen ganzen Geist auf ein großes Werk richten könnest — denn ich erinnerte mich Deiner Lieblingsmaxime, daß das Opfer eines ganzen Lebens nur ein wohlfeiler Preis für Ruhm sei; dann machte ich wieder in meiner Besorgniß die trübsten Schlüsse — daß Du beraubt und ermordet worden seiest. Sage mir, wo bist Du gewesen? Was hast Du getrieben?"

„Nichts von Bedeutung," erwiderte Maldura. „Was geschehen ist, ist geschehen und die Weisheit Salomo's könnte es nicht besser oder schlimmer machen; lassen wir es also ruhen!"

„O sei nicht böse; ich fragte nicht, um einen Kummer in Dir zu erneuen, so innig auch mein Antheil ist."

„Ich sagte nicht, daß es mir Kummer mache; ich sagte nur, es sei nutzlos.“

„Nun, ich will nicht mehr wissen, als was Du mir gern mittheilst. So wollen wir davon sprechen, was von der Vergangenheit übriggeblieben ist. Dein thätiger Geist kann nicht müssig gewesen sein und die Welt erwartet viel von Dir.“

„Die Welt!“ Dies berührte einen wunden Fleck. Maldura's Augen blitzten; aber ein Lächeln bittren Hohns folgte. „Wir wollen von der Welt sprechen, wenn sie etwas Besseres geworden ist als der Auswurf aller Dummheit. Aber ich denke, es ist besser, wir gehen in das Haus; es ist kein Palast, wie Du siehst, aber es wird uns Schutz vor der Sonne gewähren.“

„Du weißt, ich bin nicht ekel,“ antwortete Monaldi. „Oder wenn ich es wäre, würde der Platz das Letzte gewesen sein, woran ich in diesem Augenblicke gedacht hätte.“

„Ich wollte ihn nicht entschuldigen,“ sagte Maldura in etwas stolzem Tone; „die Schurken und Narren, die in Palästen wohnen, möchten einen weisen Mann mit einer viel schlechteren Wohnung aussöhnen.“

„Maldura's Geist,“ sagte Monaldi — und er sagte es in einem Tone, der nichts weniger als Verringerung seiner jugendlichen Verehrung ausdrückte — „solch' ein Geist würde einen Palast zieren.“

Maldura's Herz wurde milder, so sehr es sich

auch sträubte. Er haßte die Welt, aber nicht deren Lob, er ging daher mit weniger Widerwillen in das Haus voran, als er sich selbst zugetraut hätte.

Als die Freunde die hohe Schule verließen, hatten sie sich versprochen einander zu schreiben und ihre Correspondenz hatte mit seltener Unterbrechung bis zu Maldura's erstem Durchfallen gedauert. Damals gab dieser sie auf aus Furcht, sein geheimes Elend, das dieses Ereigniß verursacht hatte, zu verrathen. Seitdem hatte Monaldi nie etwas von seinem Freunde gehört, ausser daß er Florenz verlassen, hatte aber nicht ausmitteln können, mit welchem Theile der Welt er es vertauscht habe. Maldura dagegen war längst von Monaldi's Bestrebungen, Erfolgen und Ruhm unterrichtet gewesen; aber je mehr er davon vernahm, desto weniger war er geneigt, die alte Innigkeit wieder herzustellen, ja, der Gegensatz, den die Stellung Monaldi's zu seiner eignen bildete, war einer der bittersten Zusätze zu seinem Jammer. Wäre irgend einem ihm Unbekannten, gleich viel, wem — so hofirt und schöngethan worden, so würde er es ertragen haben; aber einen Gegenstand der Eifersucht in seinem geringen Schulkammeraden zu haben, den er einst tief unter sich gesehen hatte, war eine Erniedrigung für ihn, die er nicht vergeben konnte.

Bei Gefühlen wie diese, war es nicht überraschend, daß Maldura vermied seinen Freund aufzusuchen; noch

auch daß er, als der Zufall sie zusammenführte und er dessen Stimme am Thorwege erkannte, ihn noch zu vermeiden suchte. Aber sein Herz war noch nicht ganz verhärtet, und sein letztes Zusammentreffen mit Monaldi hatte ihn ergriffen. Doch schien ihm das Bewußtsein einer freundlichen Empfindung so neu, daß eine beträchtliche Zeit nach Monaldi's Weggehen verging, ehe er sich Dessen vergewissern konnte, was in ihm vorgegangen war; und dann war es ihm, als habe er Etwas verloren, wovon er nicht wußte, ob er es bedauern solle oder nicht. Eins jedoch war ihm angenehm — daß dem Freunde kein Verdacht über die Veränderung in seinem Herzen beigegangen war; denn stolz wie er war, hatte Maldura immer ein stilles Gelüsten nach der Achtung Anderer; und so war er im Ganzen zweifelhaft, ob ihm das Zusammentreffen unangenehm sei. In der That war er damit viel zufriedener, als er sich selbst gestehen wollte; denn so sehr auch ein Menschenhasser stolz auf die Alleinherrschaft seines Hasses sein mag, so kann er doch, so lange er in der Welt lebt, niemals seine sociale Natur so völlig zerstören, daß nicht einiger Gährungsstoff davon in ihm fortwirkte.

Der Verkehr, der so zwischen beiden Freunden eröffnet war, mußte natürlich in mancher Beziehung von dem in ihren früheren Jahren abweichen. Indessen versprach sich Monaldi vielen Genuß davon.

Sein zuthuliches Gemüth hatte lange den Mangel eines Freundes gefühlt; aber sein gewohnter Fleiß und seine natürliche Zurückhaltung hatten ihn zeither verhindert, eine neue und zweite innige Freundschaft zu schließen. Jetzt verweilte er mit Vergnügen bei dem Gedanken, sein Herz in den Busen seines ersten und frühesten Freundes ausgießen zu können. Freilich fand er bald, daß Maldura nicht das offene und gesellige Wesen mehr habe, das er an ihm gewohnt gewesen war, daß er kalt, zerstreut und düster geworden sei. Obschon diese Veränderung ihn bekümmerte, so konnte sie doch seine Anhänglichkeit nicht mindern; und da er sie einem geheimen Kummer zuschrieb, so bildete er sich ein, daß sein Mitgefühl nöthiger sei als je. Allein seine Bestrebungen waren vergeblich — dasselbe entfernte, schweigsame Verhalten fuhr fort, jede Äusserung der Zärtlichkeit zurückzustoßen.

Es ist eine natürliche Folge fruchtloser Bemühungen, die Niedergeschlagenheit Derer, die uns theuer sind, zu lindern, daß wir selbst Theilnehmer ihrer Leiden werden. Und wenn die Quelle unseres Schmerzes nicht hassenswerth ist, so fühlen wir uns erleichtert, oder bilden uns doch ein, daß wir uns erleichtert fühlen, je näher wir der Quelle sind. Indessen waren Monaldi's Besuche bei seinem Freunde selten von dem Erfolg begleitet, den er wünschte; meist wurde die Zeit in gegenseitigem Schweigen zugebracht, oder es

fielen einige allgemeine Bemerkungen über gleichgültige Gemeinplätze.

Nach einem Morgen von mehr als gewöhnlicher Niedergeschlagenheit und Betrübniß über seinen Freund sprach Monaldi bei ihm ein. Maldura's Theilnahmlosigkeit schien für einen Augenblick zu weichen und er konnte nicht umhin, sein Erstaunen über eine so ungewöhnliche Besuchszeit auszudrücken; denn kaum war Mittag vorüber und er wußte, daß nur dringende Nothwendigkeit den ganz in seine Beschäftigung verlornen Künstler bestimmen konnte, sein Studium zu dieser Stunde zu verlassen. Monaldi erwiderte einfach, daß er sich zur Arbeit nicht aufgelegt gefühlt habe, und zog einen Stuhl an ein Fenster. Das Zimmer befand sich in einem oberen Stock und das Haus lag etwas hoch, so daß man eine großartige Aussicht über den südlichen Theil der Stadt hatte, das Campo Vaccino, einst das alte Forum, mit seinen Ruinen ringsherum und einen Theil des Coliseums übersah. Die Luft war heiß und trübe und über der Ferne schwebte eine Art dünnen, gelben Dunstes, gleich dem, welcher dem Scirocco vorausgeht; die nächsten Gegenstände aber waren klar und deutlich und so glänzend, daß das Auge kaum darauf haften konnte ohne zu blinzen, besonders auf den modernen Gebäuden mit ihrem unermeßlichen Gefolge von weißen Wänden und ihren rothen Ziegeldächern, die

brennend in der Sonne lagen, während die scharfen, schwarzen Schatten, welche hier und da in die blendenden Massen einzubrechen schienen, sich fast nur wie die Aschenhaufen ihres Feuers ausnahmen. Die Straßen von Rom, zu keiner Zeit sehr geräuschvoll, sind während der Sommermonate hauptsächlich durch ihre Mittagsstille merkwürdig; die Mittagshitze ist oft so stark, daß alle Geschäfte stocken, und Alles mit der sprüchwörtlich gewordenen Ausnahme von Hunden und Fremden von den Straßen in die Häuser gescheucht wird. Aber selbst diese möchten kaum der erstickenden Atmosphäre, von der wir reden, widerstanden haben. Es war jetzt eben hoher Mittag und die wenigen herumschweifenden Weingärtner, die sich in diesem abgelegenen Quartier aufzuhalten pflegten, waren bereits unter Obdach getrieben worden. Nicht eine Spur von Lebendigem war zu sehen, nicht einmal ein vorüberfliegender Vogel, und so tief war die Stille, daß ein einsamer Fußtritt die ganze Luft erfüllt haben würde. Auch durch unsere beiden Freunde wurde diese Stille nicht vermindert, — denn nichts macht die Stille tiefer, als ein stiller Mensch. Beide hatten stumm dasitzend durch das Fenster gesehen und offenbar wußte Keiner, wie die Zeit verstrich, bis die Glocke einer benachbarten Kirche sie daran mahnte.

„Ja," sagte Monaldi, als wenn der Ton der Glocke plötzlich seine Zunge gelöst hätte, „es ist eine

Verkettung, die sich durch alles Geschaffene zieht. Wie sollte sonst der Geist den Widerhall seiner Thätigkeit von den stimmelosen Felsen vernehmen? Geheimnißvolle Einheit! Daß unsere innerste Lebensthätigkeit nur der Widerschein der äusseren Natur sein sollte, und Alles ausser uns nur sichtbare Abdrücke des unsichtbaren Menschen! Selbst die Werke des Menschen, diese passiven Zusammenfügungen durch seine Hände — selbst sie haben eine Stimme in den Elementen gefunden und werden Orakel für sein Herz — wie diese stolze Säule des Titus, so dunkel und öde im Innern, nun gerade von aussen in der glühenden Sprache der Sonne zu meinem Herzen spricht. Sieh, Maldura, für mich ist hier ein Buch der Geschichte und Weissagung. In dem entfernten Nebel siehst Du eine Vorbildung des Zukünftigen. Für meinen gegenwärtigen Zustand brauchst Du blos unter uns zu blicken — auf diesen erdrückenden Glanz; aber was die Vergangenheit betrifft — Gott sei gedankt, diese bleibt mein — die segenreiche Vergangenheit! Wie besänftigend spricht sie zu mir in diesem unbedeutenden Schatten!"

Maldura's verschrobene Einbildungskraft sah darin nichts als eine verdeckte Anwandlung von Stolz, und ein halb unterdrücktes Spottlächeln schlich über seine Züge; aber sein vertrauender Freund gab ihm einen andern Namen.

„Du scheinst ungläubig — warum willst Du zweifeln, daß ich auf das Vergangene mit Neid sehe?“

„Mancher,“ antwortete Maldura, „möchte vielleicht denken, daß dazu zum wenigsten Glauben gehöre; besonders wenn man es von dem Günstling der Päpste und Kardinäle glauben soll — denn Du siehst zurück in Dunkelheit.“

„Aber Du nicht, Maldura; denn Du weißt, daß diese Dunkelheit glücklich war, — weil Die, welche ich liebte, glücklich waren, und weil ich bei ihnen eine Freistätte für alle meine Wünsche fand; denn wir bauen nicht allein für uns selbst — wenigstens Etwas, was genügen kann, oder des Herzens würdig ist; und das meine war nie dem Kopfe untergeordnet. Andere, welche von meiner Jugend weiter nichts wissen als die Aussenseite, möchten vielleicht daran zweifeln; aber Du nicht. Wenn ich zurückhaltend war, so weißt Du recht gut, daß es weder aus Kälte noch Trübsinn geschah, sondern daß ich durch frühes und hartes Mißgeschick so stockig geworden war. Ich wurde eine Waise, ehe ich kaum etwas von den Segnungen der Verwandtschaft wußte. Dies war das erste Mißgeschick. Dann folgte ein anderes. Damit mein spärliches Erbtheil bewirthschaftet werde, ward ich verurtheilt, die ersten zehn Jahre meines Lebens unter ungebildeten Bauern zu vergeuden — obschon sie, damit ich ihnen Gerechtigkeit widerfahren lasse, redliche Leute waren.

War ich gleich damals selbst ohne Wissenschaft, so entdeckte ich doch bald an den tausend dunklen sehnsüchtigen Wünschen und „tiefen und ängstlichen Zweifeln" über Das, was ich sah und fühlte, die mich überall heimsuchten und die mir niemand lösen oder befriedigen konnte, daß ich nur wenig mit meiner Umgebung gemein habe; o, der Ausdruck meiner Gedanken selbst wurde oft mit Gelächter oder mit den Ekelnamen Dummkopf und Träumer beantwortet. Kannst Du Dich nun wundern, daß ich in mich gekehrt und endlich wirklich ein Träumer wurde? Denn meine ganze Welt war in mir und würde da geblieben sein, wäre nicht ein Wesen gewesen — gesegnet sei sein Andenken. Dieses Wesen war meine Schwester."

Hier schien Monaldi von einer zarten Rückerinnerung ergriffen zu werden; aber nach einer kurzen Pause fuhr er fort, gleichsam als verfolge er seine Gedanken: „Nein, es würde selbstsüchtig sein, sie zurückzuwünschen. Erinnerst Du Dich ihrer, Maldura?"

Diese Frage schien Maldura aus seiner Zerstreuung zu reißen; er erhob seine Augen mit einem nichtssagenden Blick. Um aber eine Erklärung zu vermeiden, nickte er bejahend.

„Ich war zwölf Jahre alt, als wir uns seit unserer zartesten Kindheit das erste Mal wiedersahen; denn Du erinnerst Dich, daß sie bei einer entfernten

Verwandten zu Modena erzogen wurde. Welch eine sonderbare Eigenschaft ist das Gedächtniß! Ich kann sie jetzt fast eben so genau vor mir sehen, als wenn sie vor mir stände. Sie war nur fünf Jahre älter als ich selbst; und doch, als sie mich küßte und auf mich blickte, so geschah dies mit einem so mütterlichen Blick — und sie forschte so sorglich, so zart nach meinen kleinen Angelegenheiten, daß ich seit dieser Stunde weder an sie denken noch von ihr sprechen konnte, ohne die Ehrerbietung eines Sohnes zu fühlen." — „Ja," fuhr Monaldi fort, dem die Erinnerung eine tiefere Gluth des Ausdrucks zu verleihen schien, „sie war die Erste, die mich lehrte, daß ich ein Herz habe — und daß es zu groß für mich allein sei; die es zum Gesellschafter, nein, selbst zum Aufseher meines Verstandes machte, dem sie Richtung und Bestimmung verlieh; und ihr Lob war es, das mich sehnsüchtig nach Ruhm machte, denn ich fühlte, daß es sie glücklich machen werde. Aber sie wurde von mir genommen, ehe die Welt wußte, daß solch ein Bewerber um ihr Lob vorhanden sei, oder ehe meine Schwester selbst Etwas hatte, was ihr die Welt werth machte, ausser den prophetischen Gesichten, die sie mit schwesterlicher Liebe in die Zukunft gezeichnet sah. Aber es ist Alles, Alles so recht — sie ist glücklicher, wo sie ist. Ich brauche Dir das andere Wesen nicht zu nennen, das ihren Verlust zu ersetzen kam, — noch

wie freundlich es war! Noch jetzt sehe ich die Steinbank in unserm Spielgarten in Bologna, — den lieben Sitz! — an den sich die Erinnerungen so mancher namenlosen Handlung von Güte knüpfen, die niemand verstehen kann als ein Waisenknabe, der eben so gefühlvoll als trostlos und vereinsamt in der kalten, ungestümen Fröhlichkeit einer öffentlichen Schule lebt. Ja, Maldura, Du allein in der weiten Welt schienst für meinen Verlust ein Gefühl zu haben; und dafür, daß Du dies thatest, wurdest Du mir mehr als Welt. Deine Talente entzückten mich; ich wurde stolz auf die Preise, die Du gewannest, und ich blickte selbst auf Deinen zukünftigen Ruhm mit den Augen meiner Schwester, wenn sie auf den meinen blickte. Ich staune nun, daß diese Ahnung nicht Wirklichkeit geworden ist — daß solch ein Geist —"

Maldura knirschte mit den Zähnen.

Monaldi sah die Veränderung seiner Züge und hielt inne. Dann aber fügte er hinzu: „Ich habe Etwas berührt, was Dir mißfällt; vergib mir. Und doch kann unmöglich der Ausdruck eines so natürlichen Bedauerns —"

„Je weniger davon gesprochen wird, desto besser," sagte Maldura mit bitterem Lächeln. „Was Dich betrifft, Du hast die Posaune der Welt für Dich. Halte sie fest — Ich mag keinen ihrer Töne; entweder stoßen Narren hinein, oder gar Schurken. Gut

oder böse — was sie sagen, es ist für Dich, und wird Dein bleiben, selbst wenn das Grab über Deinen Ohren sich aufthürmt."

„Nein, Maldura — Du hast mein Herz vergessen, oder Du mißverstehst es, wenn Du denkst, daß Ruhm allein es füllen könne. Der Rückblick selbst, den ich soeben gemacht habe, ist Beweis genug dafür. Wie hätte ich wol sonst bei Sonnen der Vergangenheit verweilen und die fühlbare Gegenwart verlassen mögen, um mit Schatten zu verkehren? Aber ich gebe ihnen einen falschen Namen; blos für meine leiblichen Augen sind sie Schatten — für meine Neigung sind sie wirkliche Gegenstände — in der That die treuesten, so lange sie mit Hülfe des geheimnißvollen Gedächtnisses das wirbelnde Spiel des Lebens darzustellen vermögen, welches uns die Wirklichkeit der Gegenwart versagt. Nein, die Einsamkeit aus Vernachlässigung würde leichter zu tragen sein, als alleinstehende Größe. Wir sind nicht geschaffen, um einsam zu genießen — am wenigsten von allen Dingen den Ruhm. Es ist ein gewaltiger Glanz, der von Andern abgeleitet werden muß; wenn er bei uns bleibt, wird er ein Feuer, von dem früher oder später das Herz verdorren muß. Hätte ich Eltern oder Verwandte — könnte das Grab mir solche Theilnehmer an meinem Ruhm zurückgeben — aber weg mit diesen Gedanken. Oder — wolltest Du, Maldura —"

Maldura sprang von seinem Sitz auf.

„Noch einmal, vergib mir," sagte Monaldi; „ich sollte meinen Kummer Dir nicht so aufdringen."

Maldura wendete sich von ihm, als ob er nichts mehr hören wollte; dann einen Augenblick stillstehend sagte er: „Du hast Wunderdinge gesehen; nun laß auch mich sie sehen. Wenn Du Ruhm für nichts hältst, warum quälst Du Dich so?"

„Weil ich nicht leben und müssig sein kann; und weil ich meine Kunst um ihrer selbst willen liebe. Ich würde auch noch malen, wäre ich auf einer verlassenen Insel und hätte dort die Mittel dazu."

„Nun Etwas hast Du doch davon, was Viele für den Inbegriff aller Güter halten — Reichthum; obschon Einige ihn Plunder genannt haben — wenigstens in Büchern."

„Und so dächtest Du, Maldura? Gewiß, Du denkst anders. Doch —" der Gedanke ging ihm durch den Kopf, daß sein Freund von Armuth gedrückt sei; sein Gefühl erheiterte sich und er ergriff Maldura's Hand.

„Was beunruhigt Dich?" sagte Maldura und zog seine Hand kalt zurück.

„Beunruhigen! o nein! Ich danke Dir tausend Mal für die Entdeckung. Wie konnte ich nur so blind sein! Diese dunkle Zurückgezogenheit, diese kümmerliche Wohnung, reden sie nicht zu deutlich?"

„Was sollen sie reden?“ fragte Maldura staunend.

„Dein Geheimniß. Jetzt ist es das meine.“

Das Blut stieg in Maldura's Gesicht und er fühlte, als ob er sich selbst, Monaldi und Alle, die er jemals gekannt, hätte vernichten können.

„Und dies hat mich glücklich gemacht,“ fuhr Monaldi fort; „denn nun habe ich Etwas, wofür ich leben kann.“

Das Ende dieses Ausspruchs befreiete Maldura von dem Schrecken seines Argwohns, aber es ließ ihn noch immer wegen des eigentlichen Sinns in Ungewißheit.

Monaldi fuhr fort. „Aber warum Zeit mit unnützen Worten verschwenden. Du hast die Ursache Deiner Betrübniß unwissentlich verrathen, Maldura; und vergib mir, daß ich mich darüber ergötze. Du leidest unter dem Mangel dieses „Plunders“, womit das Glück mich überhäuft, ja, fast erdrückt hat. Laß mich denn den rechten Gebrauch davon machen, laß mich es dem Genie und der Tugend widmen, und wo leben diese edler und reiner als in Dir, Maldura? Sprich denn und sage, daß Du mir erlauben willst, die Hälfte davon Dein zu nennen.“

Während Maldura aufhorchte, wurde sein Gesicht bleich wie Asche; seine Lippen zitterten und seine Knie schlotterten. „Puh'!“ rief er, und augenblicklich gewann er wieder Gewalt über sich.

Monaldi wollte eben sein Anerbieten wiederholen, als Maldura, sich plötzlich nach ihm umwendend, ihm einen Blick zuwarf — einen Blick — Monaldi war es, als sei er durch und durch gegangen.

„Nun, was meinst Du eigentlich?“ sagte Maldura, während ein halb reumüthiges Gefühl das Blut in seine Wangen zurückbrachte.

„Sage, Maldura, habe ich Dich verletzt?“

„Nein. Obschon ich Dein Anerbieten nicht mit beiden Händen ergreife, mußt Du nicht glauben, daß es mich verletzt; denn in der That, ich fühle mich — nun ja, ich danke Dir wirklich dafür. Aber —“

„Sage nicht, daß Du es ablehnst.“

„Ich muß, denn ich leide keinen Mangel.“

„An geistigen Schätzen —“

„Nein, auch nicht an Geld.“

„Dann will ich nicht weiter in Dich dringen,“ sagte Monaldi.

Beide schwiegen hierauf einige Minuten.

„Ich fürchte,“ sagte Maldura endlich, „ich fürchte, daß ich mich nicht so empfänglich für Deine Güte bewiesen habe, als ich gesollt hätte; allein ich habe mich den ganzen Tag über nicht recht wohl befunden — wirklich recht unwohl — Du wirst mir daher verzeihen.“

„O bewahre!“ entgegnete Monaldi; „wenn Du ein wenig stolz auf Deine Unabhängigkeit scheinen

wolltest, so kann ich Dich deshalb nicht tadeln, doch brauchtest Du nicht zu denken, daß die Theilnahme an meinem nutzlosen Mammon Dich weniger frei gemacht haben würde."

„Aber ich bin Dir ja dankbar dafür. Willst Du mir nicht glauben?"

„O vom Grunde meines Herzens!" sagte Monaldi.

Maldura ergriff seine Hand, schwieg einige Augenblicke und sagte dann mit hohler Stimme: „Monaldi! Du hast in der That ein edles Herz; und Du verdienst — ja Du verdienst — Alles, was Du besitzest." Hiemit wendete er sich ab und eilte in ein anderes Zimmer.

„Mein Gott!" dachte Monaldi, als er nach seiner Wohnung ging, „ich fürchte, sein Hirn ist nicht ganz in Ordnung." Dieser Gedanke traf sein Herz schwer und schien seinen Freund nur um so tiefer darin zu befestigen.

„Ich habe es ausgesprochen!" sagte Maldura, als er allein war. „Ja, es entschlüpfte mir, trotz — Ach, daß ich es an einen anderen Mann verschwendet hätte, dieses Wort, das er so wohl verdient. Aber es ist gesprochen; und wahrlich — es mußte gesprochen werden." Gleichsam als wolle er jetzt seinen Gedanken entfliehen oder besser, zu seiner gewohnten Gemüthsstimmung durch Veränderung des Platzes zurückkehren, ergriff er seinen Hut und eilte auf die

Straße; er wußte nicht wohin — nur ein halber Gedanke führte ihn zu den Bädern des Caracalla. Diese Bäder waren seit langer Zeit sein Lieblingsspaziergang gewesen; denn in deren Trümmern war etwas seinem Lebensglück Verwandtes. Oft brachte er hier ganze Tage und Nächte zu, bisweilen in deren dunklen Vertiefungen sitzend und sich seinem Jammer überlassend; bisweilen hin und her wandelnd, gleichsam als wolle er in wilden Zügen Erfrischung einathmen, wenn er über den Schutt stolzerer Gebäude schreite, als seine eignen gewesen waren.

Sechstes Kapitel.

Es hätte bereits in einem früheren Theile dieser Erzählung erwähnt werden sollen, daß unter den unserem Künstler bald nach seiner Ankunft in Rom erwiesenen Ehren der Titel eines ersten Malers des Papstes sich befand. Dieser Ernennung folgte sogleich der Auftrag zu einer Reihe von Gemälden für den päpstlichen Palast zu Monte Cavallo. Diese Gemälde, die ihn mehrere Jahre lang beschäftigt hatten, waren nun beendiget und vergrößerten seinen Ruhm dergestalt, daß Aufträge von allen Seiten kamen, und er genöthigt war, viele, selbst von den angesehensten Personen sowol in, als außer Rom, abzulehnen. Aus anderen Gründen aber hätte er einen Auftrag gar zu gern abgelehnt; allein da er vom Papste selbst kam, so war es so gut wie ein Befehl und er war genöthigt ihn anzunehmen, allein es geschah mit mehr Widerstreben, als die Welt es einem so geschmeichelten Manne zutrauen mochte; denn der Auftrag

betraf die Ausführung eines Seitenstücks zu einer Madonna von Rafael. Seine Ansichten waren vielleicht eigenthümlich; allein wir theilen sie hier mit, da sie bezeichnend für seinen Character sind.

„Er habe," sagte er, „den Auftrag angenommen, nicht mit der anmaßenden Hoffnung, ein Seitenstück zu Rafaels Gemälde hervorzubringen, sondern in dankbarer Willfährigkeit zu den Wünschen seines Gönners." Daneben betrachtete er, mit richtiger Verehrung seiner Kunst, alle Bewerbungen der Art eines wahren Künstlers unwürdig; ja, er bezweifelte, daß einer der Macht seines Genius gebieten könne, während sein Gemüth unter dem Einflusse eines so unwürdigen Beweggrundes stehe. „Denn was ist Das," pflegte er zu sagen, „was ihr mein Genie nennt, als die Liebe und Empfindung des Vortrefflichen — diese Zwillingsmacht, die zu erfolgreichen Productionen anregt und bestimmt? Nie kann sie neben dem Verlangen, herabzusetzen, bestehen, ja, nicht einmal mit dem Genie eines Andern zu wetteifern. Dies würde eher Selbstliebe als wahre Liebe zum Vortrefflichen verrathen, wollte ich letzteres in Rafael weniger schätzen als in mir." Auch hätte er noch einen andern Grund hinzufügen können; jede Mitbewerbung bedingt eine Vergleichung, und Vergleichung nur eine Verschiedenheit des G r a d e s, welche thatsächlich zwischen Männern von Genie nicht stattfinden kann; denn die

individualisirende Kraft, vermöge welcher wir das Genie oder die schaffende Kraft erkennen, muß durch eine Verschiedenheit der Gattung ihre verschiedenen Productionen bezeichnen. Allein er bedurfte dieser Unterscheidung des Verstandes nicht; seine eignen erhabenen Impulse stellten ihn auf einen sicherern Grund.

Nachdem er den Auftrag angenommen, mußte er vor Allem das Bild sehen, dessen Seitenstück er liefern sollte; er ließ sich demzufolge bei dessen Besitzer anmelden und ward in dessen Gallerie gewiesen. Obschon Monaldi viel von dieser Sammlung gehört hatte, so fand er doch, daß sie weit ausgezeichneter sei, als ihr Ruf. Das Vergnügen dieser Überraschung können sich nur Die vorstellen, welche Zeugen der Wirkung gewesen sind, welche das unerwartete Ansichtigwerden von etwas Vortrefflichem auf einen Mann von Genie macht.

Er hatte erwartet, nur einen schönen Rafael zu sehen, allein er fand sich von den größten Geistern Roms und Venedigs umgeben. Sie schienen ihn in Entzückung hinzureißen und er wanderte von einem zu dem andern, ohne zu wissen, bei welchem er verweilen solle. Endlich trat er durch eine Thüre am Ende der Gallerie, und auf einmal fielen seine Augen auf einen Gegenstand, vor dem sogleich alle anderen zurücktraten. Es war die Gestalt einer

jungen Dame, die über die Lehne eines Stuhls gebeugt war und las. Anfangs sah er nichts als ihre allgemeine Lieblichkeit und gaffte danach, als auf das schönere Gemälde, bis eine leichte Bewegung ihm plötzlich einen neuen Ausdruck gab — es war die erfrischende Anmuth, welche dem Ebenmaße Leben verleiht. Es ist im Lebendigen ein Reiz, den kein Pinsel erreichen kann — er durchdrang ihn jetzt. Aber als er gar einen Schimmer des halbabgewendeten Gesichtes erhaschte, die perlenweiße Stirn, durch glänzendschwarze Haare schimmernd — den leuchtenden, verständigen Zug darunter, den man noch durch die halbgeschlossenen Augenlider sah — die zitternd geöffneten Lippen und die fast sichtbar von ihnen auf die aufgeschlagnen Blätter vor ihnen gleitende Seele — selbst die Wunder seiner Kunst schienen ihm dagegen nur eitel Nachäffereien. Die Augen der Leserin wendeten sich jetzt auf ihn. Noch immer schaute er und überließ sich seinen neuen und unbekannten Empfindungen, bis ihn der Gedanke seines Eindringens auf einmal durchzuckte und sein Gesicht mit Scharlachröthe bedeckte. In wiefern diese Verlegenheit von Rosalie Landi, (denn sie war es,) getheilt wurde, wußte sie wol selbst kaum; glücklicherweise gab der Eintritt ihres Vaters ihr in diesem Augenblick ihre gewöhnliche Selbstbeherrschung zurück.

„Es gereicht uns zu einem ungemeinen Vergnügen,

Signor Monaldi," sagte der Advokat, indem er ihn seiner Tochter vorstellte, „daß wir diese günstige Gelegenheit gefunden haben, Ihnen uns erkenntlich zu erweisen für die vielen glücklichen Stunden, die wir Ihnen verdanken. Erlauben Sie mir hinzuzufügen, daß ich dieses Beiwort in keinem unbestimmten Sinne gebrauche; denn wann ist die Seele unschuldiger, als wenn sie sich in dem reinen Erzeugniß des Genius verliert? — und bloße Befreiung vom Bösen sollte schon Glückseligkeit sein, aber Ihre Kunst bewirkt mehr — sie vereinigt Unschuld mit Vergnügen."

„Wir verdanken Ihnen in der That viel, Signor Monaldi," sagte Rosalie sich verneigend.

Monaldi besaß zwar nichts von der unächten Bescheidenheit, welche sich den Schein gibt, als erschrecke sie vor Lob, wenn sie sich wohl bewußt ist, es verdient zu haben; aber er vermochte nichts zu erwidern.

Ohne sein Schweigen zu beachten, bemerkte Landi, daß er sich vielleicht wegen seines langen Wegbleibens entschuldigen müsse. „Und doch," fügte er, sich zu den Gemälden wendend, hinzu, „kann ich, wenn ich aufrichtig sein will, nicht sagen, daß ich es bedauere, da es Signor Monaldi mehr Muße gelassen hat, sich eine unabhängige Meinung zu bilden; denn ich bin Kenner genug, um zu wissen, daß der erste Eindruck eines Gemäldes selten durch Worte — besonders durch die eines

verliebten Sammlers — gehoben wird. Die Gemälde sind ohne allen Zweifel ohne mich weit besser gefahren."

Jetzt standen sie vor dem Rafael, und der Advokat wartete einige Augenblicke auf eine Antwort seines Gastes; aber Monaldi's Gedanken hatten keinen Zusammenhang mit seinen Sinnen; er sah nichts, obgleich seine Augen sichtlich auf das Gemälde gerichtet waren, außer die schöne Erscheinung, die unaufhörlich seine Einbildungskraft beschäftigte.

„Vielleicht mag es der Ruf überschätzt haben," sagte Landi endlich mit einem Tone, der etwas von getäuschter Erwartung durchschimmern ließ.

„Oder wahrscheinlich," setzte Rosalie hinzu, welche die Leerheit seines Gesichts bemerkte, „hat unsere Lieblings-Madonna nicht denselben Werth für Signor Monaldi."

„Sie ist also Ihr Liebling?" sagte Monaldi mit einem plötzlichen Wechsel des Ausdrucks. Er hatte keine Zeit, an die Abgerissenheit dieser Frage zu denken; denn Rosalie erwiderte sogleich:

„Und wir hatten gehofft, sie werde auch der Ihre werden; denn es ist natürlich, daß wir unsere Meinung durch Die bestätigt zu sehen wünschen, die ein Recht haben, ihr eine Richtung zu geben."

„Rafael," sagte Monaldi, ist einer von Denen, welche die Kritik kaum berühren kann. Er spricht zu dem Herzen, dem Theile von uns, der niemals eine

Meinung misversteht; und Die, welche ein Herz haben, welches versteht, sollten hinsichtlich ihrer Neigung zu ihm nach nichts als dem Vergnügen des Mitgenusses fragen."

„Und dennoch gibt es mancherlei technische Schönheiten," sagte der Advokat, auf die ein ungeübtes Auge aufmerksam gemacht werden muß."

„Gewiß — und auch Fehler," entgegnete Monaldi; „allein seine Ausführung bildet eigentlich nur einen kleinen Theil von Dem, womit er auf uns wirkt. Aber hätte er auch das Colorit Titian's, oder das magische Helldunkel Correggio's, sie würden kaum Etwas zu der Empfindung hinzufügen, mit welchem unsere eigene in Mittheilung steht. Ich habe gewißlich schönere Gesichter gesehen; wir begegnen dergleichen oft im Leben; — Gesichter, in die man sehen kann und mit Vergnügen sieht — aber keins, das man diesem ähnlich nennen könnte. Und dazu vermag Rafael mehr, als uns an sich denken zu machen; er macht, daß wir seine Mängel vergessen — oder besser — daß wir sie ergänzen."

„Ich glaube, ich verstehe Sie — wenn das Herz getroffen ist, ist ein bloßer Wink genug," sagte Rosalie.

„Ja," sagte der Advokat lächelnd, „es ist mit Gemälden wie mit dem Leben; ist jener unsichtbare Vollender bestochen, so erreichen wir sicher Voll-

kommenheit. Da es indessen keinen anderen mensch-
lichen Weg zur Vollkommenheit gibt, so halte ich es
nicht für unweise, sich dem Wahn zu überlassen, —
der uns sicherlich erbaut, so lange es dauert; denn
es ist unmöglich, Empfindung des Vollkommenen,
selbst des eingebildeten, zu haben, während wir un-
edelen Gedanken Zugang gestatten."

„Damit räumst Du sehr viel ein, lieber Vater,"
sagte Rosalie; „es ist die beste Schutzrede für das
Romantische, die ich jemals gehört habe."

„In der That? Dann, mein Kind, bin ich ro-
mantisch gewesen, ohne es zu wissen. — Aber das
Bild vor uns —"

„Ich könnte," unterbrach Monaldi mit Lebhaftig-
keit, „ich könnte, wenn ich auch wollte, den aufrich-
tigen, unaussprechlichen, und doch so reinen und lei-
denschaftslosen Liebesblick — dem so ähnlich, was
wir Liebe der Engel nennen, nicht vergessen. Ist es
mir doch, als hätte ich vorher die Macht meiner
Kunst nicht gekannt."

Als er sprach, wanderten seine Augen unwillkür-
lich zu Rosalien. — Dort war dieser Reiz; und seine
Kunst war jetzt der lebendigen Gegenwart so viel
schuldig, als er vorher von ihr gelitten hatte.

„Darf man nach seinen Werken urtheilen," sagte
Rosalie, „so muß Rafael ein sehr liebenswürdiger
Mensch gewesen sein."

„Wir haben keinen Grund, etwas Anderes anzunehmen," sagte Monaldi. „Er verstand es wenigstens, so zu sein; wenn er es nicht war, müßte sein innerer Vorwurf die größte Strafe dafür gewesen sein, wenn sie im Verhältniß zu seiner ausnehmenden Auffassungsgabe für sittliche Schönheit gestanden hat. Er war aber wirklich Alles, was Sie von ihm glauben, wenn wir dem Zeugniß seiner Zeitgenossen, von denen er eben so geliebt als bewundert worden zu sein scheint, trauen dürfen.

„Ich wünschte, daß die Überlieferung uns entweder mehr oder weniger von dem großen Maler dieses Propheten aufbewahrt hätte," sagte Rosalie, indem sie sich zu einem Carton des Michel Angelo wendete. „Man sagt, er sei grämlich gewesen; und Manche geben sich das Ansehen, als rühre er deshalb ihre Herzen nicht. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie es ist; rührt er das Herz auch, oder nicht; es ist aber ein Etwas in seinen Schöpfungen, das Einen so über die wirkliche Welt hinweghebt, oder Einen mindestens so über die gewöhnlichen Empfindungen hinwegreißt, daß ich nie die Sixtinische Kapelle verlasse, ohne es für möglich zu halten, daß irgend eine ihn herabsetzende Beschuldigung wahr sei."

„Glauben Sie nichts — gar nichts davon!" sagte Monaldi mit Nachdruck. „Er hatte eine zu große — zu hingerissene Seele für ein unfreundliches

Gemüth. Wenn er oft mit seinen Umgebungen nicht übereinstimmte, so war es wol nur, weil er wenig mit ihnen gemein hatte. Nicht daß er weniger Leidenschaften gehabt hätte, aber sie waren geistigerer Natur. Sein Herz scheint dergestalt durch seine Einbildungskraft sublimirt gewesen zu sein, daß seine fast übersinnlichen Neigungen — so möchte ich annehmen — eine höhere Sphäre suchten — die nämliche, wo die Formen seines Pinsels ihre Geburtsstelle gehabt zu haben scheinen; denn sie sind weder Mann noch Weib — am wenigsten uns ähnlich, die wir im Staube wandeln — sie sind vielmehr von einer Gattung, welche Geister höherer Art sich vorstellen mögen, wenn sie sich etwa die Bewohner des Planeten Saturnus denken wollen. Für Manchen mag das vielleicht unverständliches Geschwätz sein — aber hier nicht, das wage ich zu hoffen." Rosalie verneigte sich. „Nein, das beredte Bekenntniß, welches ich soeben vernommen habe, würde unmöglich gewesen sein, wäre der Zauber Michel Angelo's nicht ebenso wohl verstanden als gefühlt worden."

„Sie haben mir geholfen, ihn besser zu verstehen," sagte Rosalie. „Und ist es so, dann möchte ich sagen, er veranlaßt mich zu denken, statt zu fühlen. Mit andern Worten, die Wirkung ist nicht bloße Empfindung."

Monaldi antwortete ihr blos durch einen Blick,

aber einen von so ungemischter Freude, daß er ein Erröthen zur Folge gehabt haben würde, hätte nicht ein ähnliches Gefühl sie abgehalten, ihn zu beachten. Ihm war es, als habe er dem Widerhall seines eignen Odems gelauscht.

„Wahrhaftig, Rosalie," sagte der Vater, „ich wußte noch gar nicht, daß Du ein so starker Kenner seiest; das ist mir ganz neu, wahrhaftig!"

Rosalie erröthete jetzt; denn diese Artigkeit machte ihre Begeisterung ihr bemerkbar, über die sie jetzt selbst erstaunte; sie konnte sich nicht entsinnen, jemals früher so angeregt worden zu sein.

„O nein, mein gutes Kind, ich meine es ganz im Ernste — und ich brauche Dir nicht zu sagen, wie es mich erfreut. Wie Du der Bethörung dieser Zeit entgangen bist, vermag ich nicht zu errathen. Es ist jetzt Mode, von Michel Angelo's Ausschweifung, seinem Mangel an Wahrheit und — was weiß ich — zu sprechen — als wenn Wahrheit allein in Dem wäre, was wir gesehen haben! Von dieser Thatsachen-Philosophie ist das Zeitalter angesteckt. Die Künstler mögen Acht auf sie haben! Bereits hat man angefangen über den Apollo zu hadern, weil es der Haut an Glätte fehlt! Aber was liegt daran? — es ist ein rein mechanischer Mangel. Sodann mäkeln sie an der Form — an diesen auserlesenen Verhältnissen. Wo in aller Welt würde ohne sie seine himm-

lische Leichtigkeit, seine übernatürliche Majestät bleiben? — Signor Monaldi wird mir diesen Erguß verzeihen; vielleicht hätte ich ihn einem Künstler gegenüber besser bei mir behalten.

„Es sollte mir sehr leid thun, wenn Ihre Meinung wäre," antwortete Monaldi, „daß es einen Künstler, der des Namens werth ist, gäbe, der eine Belehrung abwiese, weil sie nicht von einem Professor kommt. Ich für meinen Theil werde wenigstens immer sehr glücklich sein, zuhören zu dürfen, besonders da, wo ich nach dem gegebenen Beispiel so begründete Aussicht habe, aufgeklärt zu werden. Ich pflege keine Artigkeiten zu sagen; und Signor Landi wird mir verzeihen, wenn ich hinzufüge, daß ich meine Kunst zu hochachte, um mich einer Kritik zu unterwerfen — komme sie, von wem sie wolle — die ich für ungesund ansehen muß; sie ist auf Wahrheit gebaut, und derjenige ihrer Bekenner erniedrigt sie, der von dieser Grundlage abspringt."

„Sie überschätzen mich vielleicht," sagte der Advokat. „Aber sei Dem, wie ihm wolle, Signor Monaldi kann mir keine größere Gunst erzeigen, als wenn er mir oft Gelegenheit gibt, ihm zuhören zu können."

Monaldi verabschiedete sich hierauf.

„So freundlich — und doch so überlegen!" sagte Landi, während seine Augen immer noch an der Thüre

hafteten, durch die sein Gast sich entfernt hatte — „selbst stolz — und doch so frei von Anmaßung und Ziererei — auch keine Spur davon, vollkommen natürlich, selbst als er von den Bewohnern des Saturn sprach. Sahst Du, wie seine Augen dabei glänzten, gerade als wenn er völlig vertraut mit diesen Leuten wäre? Ich könnte mir fast einbilden, daß wir mit Rafael gesprochen hätten. Du findest Dich doch in Deinen Erwartungen von ihm nicht etwa getäuscht?"

„Nein," entgegnete Rosalie, „im Gegentheil" — Sie fühlte sich so mit sich selbst beschäftigt, daß sie nichts weiter zu sagen vermochte.

„Ich erinnere mich nicht," setzte der Advokat hinzu, „daß ich jemals mit einem jungen Mann zusammengetroffen wäre, der mich so rasch für sich eingenommen hätte. Aber das ist auch eine Geistesbildung — wie man sie selten findet."

Siebentes Kapitel.

Menschen von lebhafter Einbildungskraft halten den Schatten oftmals für reizender, als den Gegenstand, der ihn wirft. Wenigstens ist gewiß, daß sie öfters mit dem angenehmen Bildniß eben sowol und solange zufrieden sind, als sie die unmittelbare Anziehung des Geistes oder Herzens übersehen, welche den ersten Antheil davon verursachte. Auch ist es nicht überraschend, daß es, in der bezauberten Atmosphäre der Schwärmerei betrachtet, einen befriedigenden Reiz besitzt, der selbst alles Bewußtsein der persönlichen Beziehung zum lebenden Original eine Zeit lang ausschließt. In diesem besonderen Dunstkreise schwebte jetzt Monaldi's Seele. Obwol er an nichts denken konnte, wobei nicht Rosaliens Bild auf irgend eine Weise ins Spiel kam, und Stunden im Wiederbetrachten und Wiederhören jedes kleinen Umstandes und Wortes bei ihrer neulichen Zusammenkunft vergeudet wurden, so dachte er doch im Traume nicht daran,

zu fragen, warum und wozu? Verweilte er bei ihrer Schönheit, ihrer Anmuth, ihrer Stimme, so hatte dies doch nie eine Beziehung auf einen eigensüchtigen Wunsch; für ihn selbst waren sie nichts; ja man hätte glauben sollen, daß sein Vermögen zu reflectiren für den Augenblick in Ruhestand gesetzt sei, und daß er, ihrem Einfluß zinsbar, nur für ihre entzückende Gegenwart, aber leidenschafts- und neigungslos, wie in der köstlichsten Bezauberung, Empfindung habe.

Allein diese zwecklose Schwärmerei hatte eine nähere Beziehung zu ihm selbst, als er gewahr werden konnte. Auch der tiefste Träumer erwacht zuletzt. Obschon er von Landi's Einladung Gebrauch machte und er so Rosalien mehrere Male wiedergesehen hatte, so geschah dies doch nur in ihres Vaters Gegenwart, und ihre Unterhaltung war so allgemein geblieben, daß sie unmöglich Etwas berühren konnte, wodurch ihm der Zustand seines Herzens verrathen worden wäre. Jetzt aber sollte er sie näher kennen lernen. Er war zu einer musikalischen Abendunterhaltung vom Advokaten eingeladen worden. Als er in das Zimmer trat, fand er die Tochter allein. Dies überraschte ihn so, daß er nicht wußte, ob es ihm angenehm sei oder nicht. Ehe er das Haus betrat, würde er mit Entzücken an ein solches tête-à-tête gedacht haben. Denn er hatte immer frei und unbefangen mit ihr sich unterhalten, und es war ihm, wenn er mit ihr

sprach, als ob die Reize ihrer Unterhaltung auch ihn beredter als gewöhnlich machten, und oft hatte er gewünscht, daß das Vergnügen, ihr zuzuhorchen und ihr Erwiderungen zu machen, weniger durch eine dritte Person unterbrochen werden möchte. Allein nun, wo diese Unterbrechung nicht statt fand, stand ihm plötzlich kein Wort zu Gebote. Er war wie verstört, aber statt einen Augenblick nach der Ursache zu fragen, machte er so gewaltsame Anstrengungen, heiter zu sein, daß sein Herz hörbar schlug und er sich aufrichtig weit weg wünschte, als Landi erschien. Vielleicht hätte die Erleichterung, die ihm des Vaters Ankunft gewährte, ihm das Geheimniß enthüllt, wäre seiner Aufmerksamkeit nicht durch des Vaters Fragen nach dem Fortgange seines Gemäldes eine andere Richtung gegeben worden. Aber lange sollte er nicht mehr in Ungewißheit bleiben.

Musikalische Fertigkeit ist so gewöhnlich in Italien, daß Rosalie sie kaum als einen Gegenstand ihres Ehrgeizes betrachtete; sie hatte Musik lediglich zu ihrem Vergnügen und ihres Vaters Unterhaltung getrieben und ihre Ausführungen waren weit entfernt von Dem, was ein Kenner brillant nennen würde; aber sie hatte etwas noch Besseres — eine ausgesuchte Stimme und die Gabe, selbst den kältesten Zuhörer an das Herz zu singen. Diese Gabe bestand nicht in dem bloßen richtigen Treffen, sondern in einem

Verständniß der inneren Musik, die sich eben nicht auf Noten setzen läßt, in jenen zarten Biegungen, welche das innere Leben mit Ton durchdringen und Gedanken und Empfindung weitertragen. Hiezu kam nun die Begleitung ihrer Züge — das Zittern ihrer Lippen, und das kaum bemerkbare Heben und Senken der Lider ihrer dunklen, stahlgrauen Augen, gemäß der Bewegung auch der zartesten Schwingung — welcher Unbewußt-Liebende konnte dies sehen und hören und unbewußt bleiben?

Damit der Gast mit ihrer Behandlungsweise bekannt werde, schlug ihr Vater vor, daß sie ein paar Stücke allein vortrage, und sie begann mit einer Passage von Corelli.

Monaldi stellte sich hinter ihren Stuhl; aber ein Spiegel über dem Piano brachte Auge in Auge. Dies war ein zu gewöhnliches Ereigniß für Rosalien, um sie außer Fassung zu bringen, und sie führte das Stück in ihrer gewohnten Weise aus, nur daß sie einmal, als sie seinem Auge begegnete, ein paar Noten überhüpfte.

Dagegen stieg Monaldi's Verlegenheit mit jeder Note; seine Lage wurde so unbehaglich, daß nur die Furcht, roh zu erscheinen, ihn abhielt, sich zu setzen. Aber als sie das zarte Lied Metastasio's begann:

No, non vedrete mai
Cambiar gli affetti miei —

und er ihren ganz versunkenen Blick sah und ihre leidenschaftlosen Töne hörte, war es ihm, als ob Etwas in ihm spreche — und Alles, was er fühlte, stieg auf zu seinem Gehirn. „Ich liebe sie!" sagte er zu sich selbst, „ich liebe sie!"

Kaum hatte Monaldi diese Entdeckung gemacht, als er zur Begleitung aufgefordert wurde. Er fuhr zusammen, nahm seine Geige auf und stürmte nun mit solcher Hast über die Saiten, daß Rosalie genöthigt war, um ein langsameres Tempo zu bitten. Aber er nahm es zu langsam und hielt seine Noten so lange, als wollte er ein Requiem aufführen. „Ein wenig rascher," sagte Landi. Monaldi veränderte das Tempo. Nun wurde es noch viel schlimmer, weder rasch noch langsam, sondern eine Mischung von Beidem wie der gestreckte und kurze Galopp eines Paradepferdes.

„Signor Monaldi!" rief der Advokat. Da fiel ihm die Geige aus der Hand.

Die Todtenstille, welche diesem unseligen Geräusch folgte, brachte ihn zu sich selbst und das ganze Gefolge seiner Verstöße trat auf einmal vor seine Seele. Seine Ohren brannten, und stumm vor Verwirrung stand er da. Landi bemerkte seine Verlegenheit und wollte sie durch einen Scherz freundlich beseitigen; allein Alles war vergeblich. Monaldi war selbst des Gedankens eines Scherzes unfähig; der Gedanke, sich

lächerlich gemacht zu haben, und vor Rosalien sich lächerlich gemacht zu haben — hatte ihn ganz überwältigt. Einen Augenblick stand er unentschlossen; dann machte er eine halb verständliche Entschuldigung von plötzlichem Übelbefinden, verbeugte sich eiligst und entfernte sich.

„Auf diese Art,“ sagte Landi, als sein Gast die Thüre hinter sich hatte, „müssen wir, wie ich sehe, diesen Abend tète-à-tète zubringen. Gut, das ist das Schlimmste nicht; es ist nicht das erste Mal, daß ich Dir meine Abendunterhaltung verdanke. Setze Dich, mein Kind, und spiele mir Etwas von Pergolesi.“

Rosalie gehorchte.

„Was spielst Du da?“

„Dein Lieblingsstück.“

„Nun, nur weiter.“

Rosalie fuhr fort, aber ihr Vater horchte vergeblich; er konnte keinen Ton erhaschen wie Pergolesi. Er hörte jedoch das Ganze mit Geduld und Freundlichkeit an und erinnerte sich dann wohl bedächtig, daß er Briefe zu schreiben habe.

Achtes Kapitel.

Es ist ein Platz im Herzen, der das Allerheiligste jedes Menschen genannt werden könnte, wo selbst der Niedrigste und Unterdrückteste — Gott sei gedankt — allein gebietet; da ist es auch, wo Hoffnungen und Befürchtungen und Alles, was der Außenseite Farbe gibt, wohnen soll; und wohin wir, fast erdrückt vom Gedränge, uns unbemerkt zurückziehen können, und wo wir uns selbst deutlich werden, zugleich aber auch unerreichbar — wenn es uns gefällt — für Freund und Feind.

Nichts ist sorglicher bewacht, als dieser geheime Winkel im Herzen des Weibes. Hier ist es wirklich ein Allerheiligstes — so, daß sie, um es unentweiht zu bewahren, es bisweilen sich selbst zu verschließen scheint. Daher kommt es wol auch, daß manche Frauen eher lieben, als sie es selbst gewahr werden. Denn in diesem geheimnißvollen Platze wird, wenn wir uns nicht irren, eines reinen Weibes Liebe geboren;

und daher mag es auch kommen, daß sie, gleichsam die Natur ihrer Geburtsstelle theilend, für das Alltagsauge so lange im Schatten bleibt — gerade genug Schatten, um unbewußt genährt, ja selbst gereift zu werden, und doch so lange ein Schatten zu bleiben, bis ein magischer Zufall — ein Wort, ein Blick, die größte Kleinigkeit — ihr Namen und Wirklichkeit verleiht.

Etwa in dieser Weise mochte es dem Bilde Monaldi's gestattet sein in Rosaliens Herzen zu weilen, zu weilen, bis es von einem unbestimmten Schatten allmälig eine Gestalt gewann und dann rasch ins Leben trat. Lange vor der persönlichen Bekanntschaft hatte sie seine Productionen gesehen und bewundert, und als sie den Mann selbst sah, so übertraf sein edles Gesicht und sein anspruchsloses Wesen weit die Vorstellung, die sie von ihm sich gemacht.

Sind unsre Erwartungen sehr hoch getrieben, so haben wir uns Glück zu wünschen, wenn wir nicht getäuscht werden. So war es hier; und Monaldi hatte sie kaum verlassen, als sie auch fand, daß er selbst als Künstler in ihrer Meinung gestiegen sei. Bei näherer Bekanntschaft fand sie in seinem Geist und Herzen Alles, was sie sich jemals vorgestellt oder was sie zu finden gewünscht hatte. Allein noch immer wußte sie nicht, daß die Vorstellung, die er in ihrem Gedächtniß von sich zurückgelassen hatte,

etwas Anderes für sie sei als ein harmonisches Gemälde, das sie ohne Arges beschauen und gern beschauen dürfe. Nicht, daß ein vorübergehendes Gefühl ihr nicht gelegentlich etwas mehr zugeflüstert haben sollte; aber die Winke waren zu allgemein, und immer gewiß, von einer beständigen Furcht vor — etwas ihr Unbekanntem unterdrückt zu werden. Abwesenheit würde bald ihre Wahrnehmung beschleunigt haben; da sie aber das Original täglich sah, läßt sich schwer sagen, wie lange die Unkunde ihrer selbst gedauert haben möchte, wenn nicht irgend ein kleiner Zufall es verhindert hätte.

Je mehr Monaldi bei dem demüthigenden Begegniß des unglückseligen Abends verweilte, desto inniger überzeugte er sich, daß Rosalie ihn nicht anders als mit einer Art Geringschätzung betrachten könne. Dieser Gedanke bemächtigte sich seiner so vollständig, daß beinahe vierzehn Tage verstrichen, ohne daß er zu dem Wunsche Muth gehabt hätte sie zu sehen. Als er aber einmal den Wunsch faßte, so überwand er auch die Furcht und er stürmte hin zum Haus des Advokaten.

Als er näher kam, gewann die Vorstellung von dem Auftritt bei seinem letzten Besuch, die Erinnerung an seine Thorheit die Obergewalt, und er wollte eben umkehren, als der Ton von Rosaliens Stimme seinen Vorsatz wieder änderte. Sie sang das ihm wohl erin-

nerliche Lied von Metastasio und er hörte wieder dieselben ans Herz dringenden Töne, die ihm zuerst den Zustand seines Herzens offenbart hatten. Jetzt zogen sie ihn vorwärts wie ein Zauber. Die rührende Einfachheit, mit welcher die zweite Stanze beginnt:

Quel cor, che vi donai,
Più chieder non potrei —

hätte man selbst von einer weniger begabten Stimme, als Rosaliens, nicht mit Gleichgültigkeit hören können; aber von ihr vorgetragen, und mit dem Blick voll Liebe der jetzt mehr als jemals aus ihrem Auge sprach, würde selbst das kälteste Herz sie empfunden haben. Sie hatte eben den zweiten Vers geendet, als Monaldi in das Zimmer trat und Beider Augen sich zum zweiten Male in dem nämlichen Spiegel begegneten. Selbst eine Erscheinung vom Himmel hätte sie weniger erschüttern können als dieses Gesicht. Es war ihr, als wenn die ihr bewußte Beziehung dieser Worte auf der That entdeckt worden wäre. Der Ton erstarb auf ihren Lippen und ihr Gesicht ward bleich wie Marmor.

„Gott im Himmel, Rosalie, was fehlt Ihnen?“ rief Monaldi im völligen Vergessen seiner Unruhe.

Dies war das erste Mal, daß er sie so vertraulich beim Namen nannte, und das Blut stieg nun wie eine rothe Wolke über ihr Angesicht. Der scharfsichtige Liebhaber dachte nicht mehr an Übelbefinden

— aber der Gedanke, welcher folgte, machte ihn fast zweifelhaft, ob er wach sei.

„Ich will es meinem Vater sagen, daß Sie hier sind,“ sagte Rosalie sich erhebend — aber sie konnte nicht von der Stelle.

„Ach, nur einen Augenblick,“ sagte Monaldi, ihre Hand ergreifend, ohne recht zu wissen, was er thue. „Rosalie!“ Sanft zog sie ihre Hand aus der seinigen. „Verzeihen Sie — Signora hätte ich sagen sollen. Aber warum eine Förmlichkeit erzwingen, deren bloßer Ton mich frösteln macht? Die Zeit ist gekommen, wo ich sie nicht mehr beobachten kann, oder nur in einer viel höheren Bedeutung. Ja — Rosalie, ich will mit der Offenheit sprechen, die Ihre eigene geistvolle, eigenste Natur nicht verdammen kann, — ich liebe Dich.“

Einen Augenblick lang war es Rosalien, als wünsche sie in die Erde versinken zu können. Ihr Geheimniß war verrathen — dieses Geständniß machte sie dessen gewiß — und war verrathen von ihr selbst.

„Es ist also Alles nur ein Traum gewesen!“ sagte Monaldi und wendete sich weg. „Aber welch ein Traum, um daraus zu erwachen! Aber doch — wie ich sie martere — sie kann nicht Ja sagen und ihre freundliche Seele schrickt vor dem Nein zurück. Rosalie — noch einmal, verzeihe mir. Ich habe nur noch ein Wort zu sagen; dann will ich Dich

nicht länger belästigen. Denke nicht wieder an dieses rasche Bekenntniß — ich weiß nicht wie es kam, — es war unfreiwillig und so, daß ich es mit Überlegung nicht gethan hätte — denn ohne Hoffnung — nein, ich hätte nie so verwegen sein sollen zu hoffen — vergib also — und wenn Du kannst, vergiß, daß ich es gewagt habe die Aufmerksamkeit so schlecht zu danken, mit Der Du mich beehrt hast."

Rosalie versuchte zu sprechen, aber ihre Lippen bewegten sich tonlos.

„Ich verlange keine Antwort," fuhr Monaldi traurig fort; „ich verdiene keine — besser — und das mag meine Sühnung sein — ich verlasse Dich, und für immer."

„Nein, nein," sagte Rosalie mit kaum hörbarer Stimme. Ein Augenblick athemlosen Schweigens folgte, während sie nach einer Stuhllehne langte, als wenn sie ihrer zur Vermehrung ihrer Kraft bedürfe, um fortzufahren. Aber der Klang ihrer eignen Stimme gab sie sich selbst wieder.

„Monaldi — Ihre Freimüthigkeit —"

„Kannst Du sie verzeihen?"

„Ich will mehr thun, Monaldi, ich will sie erwidern."

Sie streckte ihre Hand nach ihm aus; aber ihre Kraft versagte ihr und er zog sie an seine Brust.

Neuntes Kapitel.

Nach einer kurzen Bräutigamszeit wurde Monaldi ein Ehemann und sein Glück wäre vollkommen gewesen, hätte er versichert sein können, daß der innere Friede seines Freundes zurückgekehrt sei. Denn Maldura war seit langer Zeit verschwunden; er hatte den Tag nach Monaldi's Anerbieten seine Wohnung verlassen und man hatte nicht die geringste Spur von ihm entdecken können. Monaldi empfand diese Täuschung um so tiefer, als er jetzt überzeugt war, daß keine Melancholie, so mürrisch sie auch sein möge, dem Mitgefühl seiner Gattin widerstehen könne.

Maldura's Abwesenheit war durch einen Brief von Sienna veranlaßt worden, der ihm den Tod eines reichen Verwandten ankündigte und ihn dahin berief, um die Erbschaft anzutreten. Einige Jahre früher würde ihn dieser Anfall von Reichthum mit Freude erfüllt haben. Aber was ist Reichthum für die verkommene Hoffnung des geistigen Ehrgeizes? Er kann

sie nicht wieder aufrichten. Maldura erhielt die Nachricht, ohne eine Miene zu verziehen. Machte sie ihm auch keinen Kummer, so machte sie ihm doch auch kein Vergnügen, denn er war kein Wollüstling; er hatte nie mehr als ein Laster gehabt — die Ruhmsucht — die ihren Sitz in seinem Hirn aufgeschlagen hatte und wie ein gefräßiges Gewürm jeden andern Gedanken, so bald er geboren war, zu verschlingen schien, bis es bis zum Platzen übersättigt keinen Raum für einen anderen Gedanken ließ. Für ein solches Laster, wenn es sich nicht bei einem Gecken einnistet, ist Geld ohne Werth. Maldura war kein Geck; auch verschmähete er zu betteln oder zu bestechen — selbst um Lob zu erlangen. Indessen nahm er Besitz von seinem Vermögen; es war Niemand auf der Welt, den er geliebt hatte; auch gewährte es ihm einige Genugthuung, zu besitzen, woran so Viele Mangel litten; er war damit zufrieden, reich zu sein, weil Andere arm waren.

Nachdem er seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, fing er an zu überlegen, wohin er seinen Lauf richten solle. Er hatte Rom, wie er glaubte, für immer verlassen, und an Florenz knüpften sich so manche bittere Erinnerungen, daß er nicht daran denken mochte. Dennoch wußte er nicht, wohin er sich wenden sollte; denn da er keinen Zweck mehr hatte, so gab es Nichts, was ihn mehr nach

diesem oder irgend einem andern Orte gezogen hätte. In diesem Zustand von Ungewißheit war er eines Abends in ein Kaffeehaus geschlendert, wo ein Fremder neben ihm den Namen Monaldi's nannte. Bisher hatte er geglaubt, abgehärtet genug zu sein, um diesen Namen mit Gleichgültigkeit hören zu können; und doch mußte er sich jetzt nach dem Sprecher wenden. Der Fremde gab einem Andern neben sich einen Bericht über Monaldi's Heirath. Maldura hörte dies mit geringer Empfindung an, bis er den Namen Rosalie Landi vernahm. Er vermochte nicht mehr zuzuhören; er sprang auf und stürzte zum Hause hinaus.

„Ich gehe nach Rom," rief Maldura seinem Diener zu, sobald er seine Wohnung erreicht hatte. „Noch diese Nacht, Herr?" rief der Mensch stierend aus. „Ja, noch diese Nacht; ich habe dringende Geschäfte dort." „Ei, es ist ja so dunkel, Herr!" „Ich bedarf Deiner Begleitung nicht," sagte Maldura ungeduldig, „ich gehe allein. Packe meinen Mantelsack und laß mir ein Pferd vorführen." Der Diener gehorchte und Maldura befand sich bald auf dem Wege.

Es war genug, dachte er, abgewiesen zu werden; aber abgewiesen zu werden wegen Eines, den er mehr als alle Andere beneidete und deshalb am meisten haßte; zu wissen, daß das Weib, das er einst geliebt hatte, und der Mann, den er am meisten verachtete, jetzt vereinigt, daß sie glücklich und vergnügt seien; daß sie ohne Titel, Rang,

Herkommen jetzt der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, der öffentlichen Bewunderung seien, und daß er gehen mochte, wohin er wollte, und sprechen mit wem er wollte, und immer wieder vom Maler Monaldi und seinem schönen Weibe hören mußte; dies Alles zu wissen, — während er selbst ungekannt und elend war — das machte ihn wahnwitzig. Er fluchte nicht; er schwächte nicht durch Worte den tödtlichen Vorsatz, der in seinem Herzen keimte. Was er wollte, das hatte er bis jetzt noch nicht in irgend einer Hinsicht bei sich selbst auf's Reine gebracht; er wollte warten und den Vorsatz erst reifen lassen, wenn er das rechte Werkzeug finden sollte, ihn auszuführen; bis dahin wollte er sich begnügen, über dessen allgemeiner Form zu brüten und beharrlich auf dessen Geburt ausschauen.

In dieser Stimmung verfolgte Maldura seine Reise. Er hatte Radicofani erreicht und bewegte sich langsam den Berg hinauf, die Zügel hingen über dem Hals seines Pferdes, seine Augen waren geschlossen und seine Gedanken mit der Zukunft beschäftigt, als eine Stimme von vorne her ihm plötzlich zu halten gebot. Er schlug die Augen auf; aber die Nacht war schon angebrochen; er konnte nur die Gestalt eines Reiters unterscheiden, der ihm den Weg versperrte und ihm Etwas vorhielt, das eine Pistole sein mochte.

Maldura hatte sich nicht auf eine Vertheidigung

vorbereitet; er hatte Sienna viel zu eilig verlassen, und war zu ausschließlich mit dem Zweck seiner Reise beschäftigt gewesen, um daran zu denken sich mit Waffen zu versehen; auch möchte man zweifeln, ob er in seinem dermaligen Gemüthszustand diese Vorsichtsmaßregel ergriffen haben würde, selbst wenn sie ihm eingefallen wäre.

„Deine Börse oder Dein Leben!" rief der Unbekannte.

„Nimm, was Dir beliebt," entgegnete Maldura ruhig; „beide haben keinen Werth für mich."

„Dann gieb die Börse," sagte der Räuber.

Maldura händigte ihm bedächtig seine Börse ein. „Genügt Dir das?"

„Wenn es Gold ist," erwiderte der Andere, die Börse in seiner Hand wiegend.

„Lauter Gold, verlaß Dich darauf."

„Lüge nicht, Freund," sagte der Räuber; „das Gewicht Deiner Börse hat Dich gerettet; es mag darin sein, was will."

„Nie hat sich Maldura gegen einen lebenden Menschen einer Lüge bedient; noch könnte die Furcht vor einem Manne, wie Fialto, ihm eine Lüge abnöthigen." Der Räuber blickte auf. „Ich kenne Sie, Graf," fügte Maldura hinzu; „diese Stimme, das Verderben so vieler Frauen, hat Niemand gehört, um sie zu vergessen."

„Sie kennen mich also?" sagte der Graf nach

einer kurzen Pause. „Gut, mein Herr; aber dann müssen Sie auch wissen, daß der Graf Fialto niemals einen Zeugen gegen sich über dem Erdboden ließ.“

„Stecken Sie Ihre Waffen ein,“ sagte Maldura kühl. „Mein Leben gilt mir nichts, wie ich Ihnen schon gesagt habe; und würde mir nichts gelten und wenn es ein Jahrhundert dauerte; allein für Sie könnte es wol einen Werth haben. Mit einem Worte, ich brauche Ihre Dienste, Graf; und überdem — ich bin im Stande, sie zu bezahlen.“

„Ist der Teufel leibhaftig in Ihnen, Maldura; oder spielen sie nur die Rolle eines Teufels, wie unsere würdigen Mönche bei einem Auto-da-Fé?“

„Hätten Sie gesagt eine Hölle, so könnte ich mit Ja antworten; aber ich brauche einen Teufel.“

„Und deshalb wenden Sie sich an mich?“

„Ja; und Sie sind gerade der rechte, den ich mir gewünscht habe.“

„Schönen Dank! — Gut, so muß ich denn ein recht geduldiger Teufel sein, um dies mir bieten zu lassen.“

„Ihre Geduld, Graf, hat Ihnen in schlimmern Fällen gute Dienste geleistet. Habe ich Sie nicht durch Ihr Erscheinen ein Kaffeehaus in zehn Minuten leer machen sehen? Und doch ahndeten Sie es nur durch ein leises Kräuseln Ihrer Lippen — und zwar weislich; denn nur ein Rasender würde daran

gedacht haben mit einem Dutzend Stilen -
schmacksverschiedenheit zu streiten. Nein, Sie sind kein solcher Narr, Graf, der sein Leben oder seinen Vortheil für die Wiederherstellung eines ehemaligen Rufs auf's Spiel setzt. Ich wende mich an Sie in Ihrem Beruf — und sicherlich thue ich Ihnen nicht unrecht, wenn ich den Titel hinzufüge."

„Sie haben wahrhaftig die beste Art," antwortete Fialto, „einen Mann zu überreden, daß er ein Schurke sei. Aber Worte sind Worte! es ist daher von keinem Belang, unter welchem Namen ich lebe. — Nun, mein lieber Mitschurke, was ist Ihr höllisches Gewerbe bei mir?"

„Um kurz zu reden," sagte Maldura, „ich bin beleidigt."

„Und weiter?"

„Ich möchte mich rächen."

„Nun, und was hindert Sie daran? Lebt kein Apotheker mehr in Italien?"

„Ei was! ich brauche Beistand."

„Das wird nichts; ich meuchle und vergifte nicht, außer auf eigne Rechnung."

„Zu beidem bedarf ich Ihrer nicht."

„Zu was sonst?"

„Das ist ein Gegenstand, der Überlegung verlangt; ich möchte mit Ihnen darüber bei mehr Muße und an einem weniger ausgesetzten Platze sprechen.

im Dunkeln nicht; man kann und...

„Ganz richtig; Sie sprechen wie ein Erfahrener; das Grab ist der einzige Platz, der sicher ist. Aber wagen Sie sich mir anzuvertrauen?"

„O Hunderten, wie Sie sind!"

„Das ist mehr, als ich verlange," bemerkte Fialto trocken. „Gut, dann folgen Sie mir."

Obschon die Niederträchtigkeit Fialto's ihn längst von aller guten Gesellschaft ausgeschlossen hatte, so waren doch seine natürlichen und angeeigneten Gaben zu blendend, um ihm nicht bei fröhlichen und jungen Leuten bereitwillige Aufnahme zu verschaffen. Selbst unter der ernstern Klasse waren Einige, deren Geschmack ekler war, als ihre Sittlichkeit, die angezogen von dem Glanze und der außerordentlichen Mannichfaltigkeit seiner Unterhaltung, sich kein Gewissen daraus machten, seine Bekanntschaft im Geheimen zu suchen, wenn ihre Klugheit sie schamroth gemacht haben würde, hätten sie öffentlich sie anerkennen sollen. Unter der Zahl der Letzteren war Maldura. Allein der Zauber Fialto's war nicht auf Zuhörer seines Geschlechts beschränkt; wenn sein Witz und seine Beredtsamkeit sie dafür entschädigte, daß sie um ihr Geld geprellt wurden, so gaben ihm seine ungewöhnlich schöne Persönlichkeit und seine einschmeichelnden Manieren keinen geringeren Vortheil über die Herzen der Frauen. Man

sagte, daß kein Weib de [illegible]
stehen könne, und viele [illegible] [illegible]chen,
wenn sie zufällig in Gesellschaften auf ihn trafen,
heimlich weg und fühlten sich sehr glücklich, wenn
ihre Frauen oder Töchter ihm entgangen waren.
Unter seinen zahlreichen Verführungen war die ver=
rufenste, welche ihm zugleich die meiste Gefahr drohte,
die einer Nonne. Indessen war er derselben nur ver=
dächtig, denn da kein Beweis geführt werden konnte,
mußte ihn selbst das heilige Gericht lossprechen.

Maldura hatte von Fialto's Liebesabenteuern
oft gehört und auch von diesem; er hatte sich aber
nicht darum bekümmert, was daran Wahres oder
Falsches sei; es war ihm genug, daß man sie ihm
zutrauete und daß er für einen gefährlichen Mann
galt. Rechnete er die Gewißheit hinzu, daß der Graf
schon lange sein ganzes Vermögen durchgebracht hatte,
daß er Spieler und Gauner gewesen war und jetzt
ein Räuber geworden sei, so hielt er es für unmöglich,
einen besser passenden Gefährten für seine Zwecke zu
finden.

Diese Gedanken beschäftigten ihn, als sein Ge=
fährte ihn am Rande eines dunkeln Waldes abzustei=
gen bat. „Wir müssen unsere Pferde hier lassen,"
sagte Fialto; „meine Wohnung ist nicht weit von
hier." Sie schlugen sich dann durch das Dickicht und
erstiegen eine wilde und unfruchtbare Bergebene.

Die Nacht war eine von jenen stillen, in denen ein ruhiges Herz nur um so tieferen Frieden einathmet. Nicht ein Lüftchen regte sich; kein Wölkchen war zu sehen; die ganze Natur schien in Schlummer begraben — Alles außer den wachsamen Augen des Himmels, — während das bewegliche ungewisse Licht, das sie auf die grauen, hier und da aus den schwarzen Schluchten des Berges hervorspringenden Felsen warfen, diesen eine wogende Bewegung zu geben schien, als wenn der Schlaf sie mit Leben erwärmt hätte und sie auf und nieder athmeten. Aber die Ruhe der Landschaft machte auf die sturmbewegten Herzen der Wanderer keinen Eindruck; sie schien vielmehr einen Wall um sie zu ziehen und sie von der äußeren Welt abzuschließen, damit die bösen Geister darin ein freieres Spiel hätten und kühnere Waglust empfänden. Als Maldura in der Dunkelheit um sich blickte, war es ihm, als presse sie seine Seele zu einem Punkt zusammen, als wenn sein ganzes Wesen, das einst sich frei über Alles hinbewegte, beschränkend und beschränkt durch die umgebenden Elemente, jetzt plötzlich sich zusammengezogen habe, wie die Strahlen einer verlöschenden Lampe, und von der einzigen und schwarzen Empfindung der Rache verzehrt werde. Sein liederlicher Gefährte, der nicht weniger selbstsüchtig war, aber in besserem Vernehmen mit der Welt stand, machte sich seine Zerstreuung zu nutze,

um die unvollendeten Pläne zur Reife zu bringen, von denen er für die Zukunft Nutzen und Vergnügen erwartete. So gingen sie schweigend weiter, bis sie am Ende eines engen, beschwerlichen Pfads am Fuße eines steilen Felsens, der die Grundlage einer Klippe bildete, anhielten.

„Unser Weg ist geendet," sagte der Graf; „dies ist mein Schloß, wenn meine guten Freunde in der Welt zudringlich werden." Hierauf nahm er ein Flageolet aus der Tasche, blies darauf einige wilde Töne, worauf sie das Läuten einer Schafglocke, anscheinend in großer Entfernung von der Stelle, wo sie standen, vernahmen. „Ich habe Antwort. Alles ist sicher." Mit diesen Worten schlug er den Weg nach einer von Büschen überhangenen Vertiefung ein, die sich etwa in der Mitte des Felsens befand und wohin Vorsprünge an dessen Oberfläche eine Treppe bildeten.

„Was sind das für Possen?" sagte Maldura.

„Vorwärts durch diese Büsche!" erwiderte der Andere.

Maldura folgte und erblickte jetzt eine Thüre, die in eine Höhle führte.

„Endlich kommt er!" rief eine weibliche Stimme. Maldura bog sich vorwärts, um die Sprecherin zu sehen, zog aber augenblicklich sein Gesicht wieder zurück. Sie stand am Eingange mit einer Lampe in der Hand,

und als das Licht auf ihre großen dunklen Augen fiel, erschienen sie in einem Glanze, der schreckhaft mit dem übrigen gelben und verschrumpften Gesicht contrastirte, sodaß er kaum jemals eine so sonderbare Mischung von Leben und Tod gesehen zu haben glaubte.

„Er ist es!" rief sie, wieder aufathmend, „Gott sei gedankt!" Dann fügte sie, sogleich ihre Augen schließend, halblaut zu sich selbst hinzu: „Aber nein — ihm — ich bin ihm jetzt nichts mehr;" und ein sichtbares Zittern durchschauerte ihre Glieder.

„Weg damit!" sagte Fialto. „Nun, Marcellina, wie geht Dir's?"

„Ach, es ist lange her," sagte sie —

„Seit ich zuletzt hier gewesen bin? Ich weiß es."

„Ich glaubte, Du würdest gar nicht wieder kommen."

„Sei nicht albern; ich habe Dir einen Gast mitgebracht. Hast Du ihm Etwas vorzusetzen?"

„Wenn er vorlieb nehmen will, soll er willkommen sein."

„Gut, es mag sein, was es will; Maldura, darauf will ich schwören, bedarf keines Cardinal-Compots von Pinochien und Trüffeln, um es hinterzubringen. Er ist ein Dichter, und die seines Gelichters können sich selten etwas zu gute thun, außer bei den Gelagen der Nachkommenschaft jenseit des

Grabes. Aber ich bitte seinen verbrämten Rock um Verzeihung; ich sehe, er hat die Chamäleons verschnitten — ist nun ein Expoet, denn eine fette Börse macht nur magre Verse."

Wäre Maldura schwankend in seinen Entschlüssen gewesen, so würde diese zufällige Anspielung auf seine in Rauch zerflossenen Hoffnungen sie bald befestiget haben. Er zwang sich zu lächeln, aber seine Züge verfinsterten sich durch Rachegedanken.

„Was, Du schämst Dich Deines Gewerbes, Mensch?" sagte der Graf, dem die Veränderung in seinen Zügen nicht entgangen war. „Nun, das ist der Welt Lauf; wir sind niemals unzufrieden mit Dem, was wir sind, sondern mit Dem, was wir gewesen sind, und ich kann nicht leugnen, ich selbst würde mich der Würfel schämen, könnte ich das Spielen nur einmal loswerden. Wie es indessen ist, so bin ich zufrieden und halte es für ein sehr angenehmes, vornehmes Laster. Aber ich sehe, Du bist ungeduldig — also nun zu unserem Geschäft."

„Nicht doch, erst sage mir —" sagte Marcellina, indem sie einen schüchternen Versuch machte, ihren Gefährten zurückzuhalten.

„Komm, komm," unterbrach sie Fialto, „wir wollen von unsern Privatangelegenheiten ein andermal sprechen. Ich weiß, mein Freund ist hungrig; diese scharfe Gebirgsluft schärft verdammt den Appetit."

Marcellina seufzte und machte sich schweigend an die Bereitung des Abendessens.

Unterdessen zogen sich die Reisenden in ein inneres Gemach zurück, um über den Gegenstand ihrer Verbindung zu berathen. Maldura bestimmte seine Absichten genauer und der Graf seine Bedingungen; endlich wurde die Angelegenheit nach einigem Hin- und Herreden zu beiderseitiger Zufriedenheit in Ordnung gebracht.

„Dies ist mein Plan," schloß Maldura; „aber vermöchten Sie mehr zu thun und es dahin zu bringen, daß sie geschieden würden, so will ich die Summe verdoppeln."

„Ach, wenn Sie es wünschen," entgegnete Fialto, „so will ich sie noch obenein heirathen."

„Nein," sagte Maldura, „Gewalt würde meine Absicht vereiteln."

„Misverstehen Sie mich nicht; ich meine mit ihrer Einwilligung."

„Das ist unmöglich."

„Das ist ein Wort, dessen Sinn ich nie begriffen habe. Geben Sie mir nur einen Monat —"

„Nimmermehr. So vermessen Sie sind, Graf, und trotz der vielen Gründe, warum Sie es sein können, gibt es doch ein Weib in der Welt, an dem alle Ihre Künste, wären sie auch noch zehnmal ver-

führerischer, zu schanden werden würden; dieses Weib ist Rosalie."

„Traun, Sie haben meinen Stolz gereizt; denn Sie müssen wissen, ich schwärme für Unschuld."

„Halt! Sie dürfen sie nicht versuchen, denn da Sie jedenfalls fehlgehen würden, so würden Sie von ihr an ihren Mann verrathen werden. Wie sollte er dann eifersüchtig werden?"

„So soll ich also blos durch die Verwickelung der Intrigue sündigen?"

„Sie sollte nicht einmal Ihren Namen hören, wenigstens nicht in einer Beziehung auf ihren eignen; denn sie kennt Sie — und wer sollte das nicht?"

„Ja, ich denke wohl, sie wird gehört haben, daß ich einen Rosenkranz von gebrochnen Herzen führe, die wie Perlen um meinen Nacken geschlungen sind; und daß ich ihn jede Nacht vor einer Kerze von Schwefel abbete, um gute Engel abzuhalten, mir den Weg dahin zu verlegen — wo ich wahrhaftig keine große Neigung spüre, Glück zu machen."

„In der That, man glaubt, daß Sie einen Freibrief besitzen."

„Die Welt erzeigt mir zu viel Ehre! Nein, ich verdiene sie wirklich nur halb."

„Auch die Hälfte ist schon genug, um ein sittsames Weib zu hindern, sich in Ihren Weg zu werfen."

„Oh, wenn das Weib des Malers mich fürchtet, dann ist sie zuverlässig mein.“

„Ich will Ihre Logik nicht untersuchen, Graf,“ sagte Maldura mit einem halbverbissenen Hohnlächeln; „vielleicht aber beachten Sie nicht, daß ein tugendhaftes Weib einen Libertiner aus anderen Gründen als aus Furcht vermeiden möchte. Es möchte hier so etwas wie Antipathie obwalten.“

„Hm!“ antwortete Fialto und trommelte auf dem Griff seines Dolches. „Ei, Sie haben ja da ein prächtiges Juwel am Finger.“

„Es ist das Ihrige“ sagte Maldura, indem er den Ring abnahm und ihm darreichte.

„Ei bewahre,“ antwortete der Graf, wiewol zögernd; „jetzt sind wir nicht auf der Landstraße. Obenein sind Sie mein Gast — ich könnte ihn mit Ehren nicht annehmen.“

„Dann tragen Sie ihn als ein Pfand für mein Wort.“

„Gut, als ein Pfand. Aber wie, wenn dieser Monaldi nicht eifersüchtig zu machen wäre? Denn ich habe Männer kennen gelernt, die selbst im Traume an einen Galan nicht dachten, bis sie über ihn wegfielen.“

„Ich kenne ihn zu gut, um an Ihrem Erfolg zweifeln zu können. Wohin er seine Liebe einmal richtet, da pflegt seine ganze Seele zu sein; und ob-

wol er nicht argwöhnisch ist, so wird doch ihre beständige Gegenwart in seinem Gemüth ihn gegen den geringsten Hauch, der sie berührt, äusserst empfindlich machen."

„Sagen Sie nichts mehr; ich sehe, er hat eine sehr glückliche Anlage, elend zu werden."

„Also wir verstehen uns nun?"

„Ja. Aber Sie haben mir eine solche Beschreibung von diesem Ausbund gegeben, daß ich nicht versprechen mag, ob —"

„Fialto," sagte Maldura ernst, „wenn Sie den Vertrag nicht halten —"

„Was dann?" entgegnete der Graf rasch.

„Ich — behalte mein Geld."

„Ich beuge mich vor Dir, Du mächtiger Zauberer! Dieses kleine Wort würde selbst die Liebe binden, ob sie gleich noch so viele Flügel hätte und stark wäre wie ein Wirbelwind. Du brauchst es nur zu wiederholen, wenn ich säumig werde, und Du wirst mich so gelehrig finden wie die Leibkatze einer alten Jungfer."

„Dann sind wir einig."

„Einig! Mensch, Du bist ein privilegirter Hexenmeister! Nichts ist auf Erden, das bei seinem vollen Witz und einem leeren Magen Dir widerstehen könnte. Du hast den wahren Zauber, Herzen nach Gefallen weich oder hart zu machen; und wenn ich Dir nicht

gehorche, so könnte nur irgend ein mächtigerer Magier mich aus meinem Appetit herausbeschworen haben."

Sie kehrten nun zu Marcellina zurück und setzten sich zum Abendessen.

„Aber was ist das, Marcellina?" sagte Fialto, „das ist dieselbe Flasche Montepulciano, die ich Dir vor einem Monat brachte."

„Ich hob sie für Dich auf," erwiderte Marcellina.

„Das war thöricht. Am Ende willst Du jetzt nicht einmal mittrinken." Sie schüttelte mit dem Kopfe. „Willst Du Dich nicht zu uns setzen?"

„Nein," erwiderte sie; „es ist genug —" sie schien hinzusetzen zu wollen, „daß ich Dich sehe —" allein ein finstrer Blick Fialto's scheuchte das Wort von ihren Lippen. Aber die Sprache ihrer Augen konnte er nicht verscheuchen. Sie hatte sich ein wenig entfernt ihm gegenüber gesetzt und, jede Bewegung seiner Mienen bewachend, schien sie mit einer so innigen und ergebenen Zärtlichkeit darauf zu verweilen, als wenn in ihrer ganzen Seele nur ein Gedanke sei — der an den Gegenstand vor ihr. Doch war ein Trübsinn in ihrer Liebe, der ihr bisweilen einen fast schauerlichen Ausdruck verlieh.

Diese Blicke waren Maldura nicht entgangen und die Geschichte von der Nonne schoß ihm durch den Sinn. Er sah immer wieder hin, und je näher er sie betrachtete, desto stärker wurde der Argwohn,

daß sie die Nonne sei; denn obwol ihre Gestalt verfallen, ihre Züge faltig und runzelig, und ihr Haar frühzeitig ergraut war, zeigten sich doch noch zu sichtbare Spuren früherer Schönheit, um einen Zweifel übrigzulassen, daß sie einst lieblich gewesen sein müsse.

Hätte ein Anderer als Maldura diesen bemitleidenswerthen Gegenstand gesehen und dann auf ihren Verführer geblickt und seine zierlichen, doch muskulösen Glieder, sein frisches schwarzes Haar, seine glatte Stirn, das kalte Funkeln seiner Augen, die gesunde Farbe seiner Wangen, das Lächeln, das um seine Lippen spielte, und die Heiterkeit, die wie ein jugendlicher Hauch den ganzen Mann umgab, gesehen, und hätte dann an dessen Herz gedacht — die schwarze Lebensquelle aller seiner verführerischen Schönheit — er würde mit Entsetzen von ihm gewichen sein und, um Trost zu suchen, selbst nach seiner elenden Gefährtin sich gewendet haben. Aber Maldura fühlte den Gegensatz nicht, oder wenn er ihn fühlte, so bestärkte er ihn nur in der Überzeugung, das rechte Werkzeug gewählt zu haben.

Obschon Fialto kaum nach Marcellina sah, so fühlte er doch deutlich, daß ihr Blick auf ihm weile, und, um sein Gemüth von gewissen unangenehmen Gedanken zu erlösen, welche dadurch wachgeworden waren, brach er plötzlich das Schweigen, in welches

sie beim Essen verfallen waren, mit der Frage: „ob Maldura kürzlich etwas von einem gewissen Cagliostro gehört habe?"

„Ja," antwortete Maldura; „man sagt, er treibe jetzt sein Wesen in England."

„Er ist sicherlich der gewandteste Schurke, den ich jemals gesehen habe. Aber er ist eins von den unglücklichen Genies, die zur ungelegenen Zeit die Weltbühne betreten. Er hätte zwei Jahrhunderte früher geboren werden sollen, dann hätte er die halbe Christenheit zu seinen Füßen gehabt.

„Sie kennen ihn also?"

„Ich traf mit ihm einst in Madrid zusammen. Welcher Teufel ihn mit seinen Kunststücken dorthin führte, konnte ich nicht entziffern; aber Beelzebub selbst mußte ihn wieder heraus geführt haben; denn kein Anderer wäre im Stande gewesen, ihm freies Geleit durch die Inquisition zu verschaffen."

„Kann blos der Teufel," fragte Maldura, seine Augen auf den Grafen heftend, „kann blos der Teufel einen Menschen aus ihren Klauen winden?" Fialto stellte sich, als ob er husten müsse. „Sie werden das am besten wissen," fuhr Maldura fort, „denn ich erinnere mich eben an eine alberne Geschichte über eine Nonne —"

Marcellina stieß einen Angstschrei aus und fiel bewußtlos zu Boden. Fialto stand einen Augenblick

wie betäubt; dann sprang er mit einem halblauten Fluche zu ihrem Beistand. Maldura bot seine Hülfe an, allein der Graf winkte mit der Hand und er zog sich klüglich zurück.

„Bin ich wach?“ sagte Marcellina endlich sich erholend. „Ich habe einen fürchterlichen Traum gehabt. Ach! ich könnte das nicht noch einmal aushalten. Ich dachte, lieber Fialto, ich dachte —“

„Du mußt nicht sprechen, Marcellina,“ sagte der Graf; „Du bist zu schwach — es schadet Dir.“

„Aber ich muß es Dir sagen, um mein Gemüth zu erleichtern.“

„Nein, Du darfst nicht.“

„Es sind nur ein paar Worte — ich dachte, ein Vertrauter der Inquisition —“

Fialto knirschte mit den Zähnen vor Wuth, aber er traute seinen eignen Worten nicht und gab Marcellinen nur ein Zeichen zu schweigen; allein sie war zu sehr mit ihren eignen Gedanken beschäftiget, um es zu bemerken.

„Wo war ich?“ fuhr sie fort; „ach, ja — und der Vertraute, dachte ich, käme in meine Zelle —“

„Still!“ schrie der Graf mit Donnerstimme. Marcellina, Du kennst mich — ich werde Dir es nie vergeben, wenn Du mir den Gehorsam verweigerst.“

„Dann würde ich auch auf Erden verflucht sein — ich will Dir gehorchen.“

„Du mußt zu Bett gehen," sagte Fialto.

„Sie stimmte durch eine Verneigung des Kopfes bei; er führte sie in ihre Kammer, in dem Augenblick aber sah sie Maldura.

„Da! da ist er wieder!" kreischte sie.

Fialto eilte mit ihr in die Kammer und verschloß die Thür hinter sich.

„Ja, es ist so!" sagte Maldura zu sich selbst. „Jetzt ist er in meiner Gewalt und soll mir Wort halten."

Es dauerte wol eine Stunde, ehe Fialto zurückkehrte.

„Wie befindet sie sich?" fragte Maldura.

Ohne eine Antwort auf die Frage zu geben, schritt Fialto mit gekreuzten Armen einige Zeit die Höhle auf und ab; endlich stand er still, schlug langsam seine Augen auf und sagte: „Maldura," —

„Nur weiter, Freund," entgegnete Maldura ruhig, denn er errieth Fialto's Gedanken und war gefaßt.

„Was denken Sie von Dem — was soeben vorgefallen ist?"

„Gedanken, Graf, sind, wie Sie wissen, zollfrei; sie kommen ungebeten und verweilen ohne Erlaubniß; die Seele also kann für deren Geburt oder Natur nicht verantwortlich sein."

„Sie sprechen metaphysisch, Herr!"

„Das pflege ich so zu thun. Ist das richtig, so ist Der ein wahrer Narr, der, sollten sie gefährlicher Natur sein, sie gern einem Andern verräth."

„Ich verstehe Sie, Herr. Aber Sie sollten," bemerkte Fialto, indem er sein Stilet halb herauszog, „nur die eine unbedeutende Eigenschaft hinzufügen — wenn er es nicht vortheilhaft findet, sie zu verrathen."

„Ihr Dolch, Graf," sagte Maldura, „würde an mir stumpf werden; denn mir würde es ganz gleichgültig sein, und wenn Sie auch einen ganzen Convent verführt hätten."

„Ich Narr, der ich ihn hieher brachte!" murmelte Fialto vor sich hin.

„Graf Fialto," sagte Maldura, „ich bin jetzt in Ihrer Gewalt. Wenn Sie mich fürchten, so ist dies ein sehr passender Platz, Ihre Furcht zu begraben." Fialto's Hand kehrte zum Dolch zurück. „Gibt es keinen anderen Weg, Ihren Frieden zu sichern, so stoßen Sie zu! Sie werden etwas mehr thun — Sie werden mich von einem verhaßten Dasein befreien."

„Maldura, ich will offen gegen Sie sein," sagte Fialto. „Sie bemerkten richtig — Sie sind in meiner Gewalt, und ich würde mein Geheimniß mit Ihrem Leichnam auf der Stelle begraben, wo Sie stehen, wenn ich nicht wüßte, daß die Menschen — gute und böse — nie ohne

Beweggrund handeln; und Sie können keinen haben, mich zu verrathen — wenigstens vor der Hand nicht. Sollten Sie später Gründe haben, gut — dann bedarf ich keines Erinnerers; und meine Hand hat nie gefehlt, wenn mein Auge gezielt hatte. Behalten Sie denn Ihr Leben; nicht als eine Gabe, für die ich Dank erwartete, — ich weiß zu gut, daß Sie mich mit einer solchen Meinung auslachen würden — in dem Herzen, das ich diesen Abend kennen lernte, ist keine Spur von Dank — dieses Stirnrunzeln ist überflüssig, Herr — genug ich lasse es Ihnen, weil es für mich keinen Werth hat."

„Der Ausdruck meines Gesichts, den Sie zu bemerken beliebten," sagte Maldura mit der nämlichen Ruhe, „hat eine tiefere Quelle, als daß Sie dieselbe ergründen könnten. Es steht Ihnen frei, meine sittlichen Grundsätze zu bekritteln, wenn ich nur nicht verbunden sein soll, sie durch mein Urtheil zu berichtigen. Aber lassen wir das. Ich will Sie mit Ihren eignen Waffen bekämpfen, Graf, und mit gleicher Offenheit. Ihr Geheimniß ist bei mir wie im Grabe. Meine Seele hat für nichts Empfänglichkeit als für Das, was Sie wissen — kein Vergnügen, kein Vortheil von irgend Etwas, was Menschen mir nennen könnten; was sollte ich also von Ihrem Tode haben? oder dem Tode aller Libertiner in der Welt? — Nichts! gar nichts! — Ich würde immer derselbe bleiben,

dasselbe menschliche Unkraut, festgewurzelt auf derselben Stelle und immer voll Haß gegen seine eigene Üppigkeit."

„Gut, ich traue Ihnen," sagte der Graf, ihm die Hand reichend. „Und nun gute Nacht. Sie werden ein Lager in der Vertiefung hier finden."

Zehntes Kapitel.

Die Verbündeten traten ohne weitere Begegnisse am nächsten Morgen ihre Reise nach Rom an und brauchten nur die einzige Vorsicht, daß sie sich trennten, so oft sie in die Nähe einer Stadt kamen. Dieser Verabredung gemäß, zog Maldura allein in Viterbo ein und verließ es auch allein, und Fialto holte ihn erst einige Meilen von der Stadt ein.

„Wir haben Glück," sagte der Letztere, als er seinen Gefährten erreicht hatte, „ich habe Monaldi gesehen; man zeigte mir ihn, als er in den Wagen stieg, gerade als ich den Hof des Wirthshauses betrat. Er scheint auf dem Wege nach Florenz zu sein, um das Aufstellen eines Gemäldes zu besorgen, das er für eine Kirche dort gemalt hat. So erzählte mir der Wirth."

„Und sein Weib?" unterbrach ihn Maldura.

„Es war keine Dame mit ihm. Und er wird wenigstens vierzehn Tage abwesend sein. Vortrefflich! He?"

„Ja," sagte Maldura, „wenn sie zu Hause bleibt. Vierzehn Tage, sagten Sie? das ist Zeit genug —"

„Ja, für ein Weib, um ihre Liebe auf einen Andern zu übertragen — wenigstens nach der Berechnung ihres eifersüchtigen Mannes."

„Wohlan denn, ans Werk."

Bei ihrer Ankunft in Rom nahm sich Maldura eine von seiner früheren entfernte Wohnung, deren Abgelegenheit es ihm völlig unwahrscheinlich machte, mit Monaldi in Berührung zu kommen; denn er war entschlossen ihn zu vermeiden, außer wenn irgend ein Umstand es nöthig machen sollte, mit ihm zusammenzutreffen. Fialto schlug sein Quartier näher an dem Schauplatz auf und begann seine Operationen damit, daß er sich den Schein gab, als wenn er um des Malers Wohnung schleiche. Wol zwölf Mal des Tages ging er daran vorbei; bisweilen blieb er bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand davor stehen, warf einen verstohlenen Blick zum Fenster hinauf und sah dann plötzlich nach einer anderen Richtung, als ob er sich von Jemand dabei bemerkt sehe; bisweilen curvettirte er auf einem stetigen Gaul einige Minuten auf und nieder, und gelegentlich stellte er sich, als ob er etwas aus der Tasche ziehe und es in den Hof werfe. Alles Dies geschah, um die Aufmerksamkeit der Nachbarn auf sich zu ziehen, was ihm auch bald

glückte. Zuerst war man jedoch nur verwundert, ihn so oft in derselben Straße zu sehen, und bemerkte dies nur mit dem Ausruf: „o, da ist derselbe Herr wieder!“ oder, „da kommt er schon wieder!“ Sodann stellten sie Betrachtungen an, warum er wol so oft hieher kommen möge. Dann aber erinnerten sie sich seiner häufigen Seitenblicke auf Monaldi's Haus und nun war das Geheimniß klar; der Übergang von dem schönen Cavalier zu des Malers Weib war nur zu natürlich.

So stand die Sache, als Monaldi zurückkehrte. Seine Ankunft wurde in Folge Dessen, was man gesehen hatte, von den Nachbarn mit dem in solchen Fällen gewöhnlichen Achselzucken und Zublinzeln kundgemacht. Einem aber unter ihnen schien es besonderes Vergnügen zu gewähren; denn nun zeigte sich, wie er dachte, eine gute Gelegenheit, seiner Empfindlichkeit gegen den großen Mann in mannichfachen Stachelreden Luft zu machen. Dieser Mann, den Monaldi unbewußt beleidigt hatte, war ein Mosaikarbeiter, der einen Laden ihm gerade gegenüber hatte. Der Grund der Beleidigung war ein negativer; Monaldi hatte nämlich einmal geschwiegen, wo Romero erwartet hatte gelobt zu werden; nicht weil Monaldi ihm jemals Lob versagt hätte, wo er glaubte, daß er es verdient habe; denn er war zu gewissenhaft, um dies selbst einem Feinde vorzuenthalten; sondern weil er so

über alle Maßen hinter dem Wunsche des Anderen zurückgeblieben war. Eine solche Beleidigung wird oft wichtiger, als eine positive; denn während die letztere durch Wort oder That beschränkt ist, findet die erstere ihre Grenzen lediglich in der Eitelkeit des Beleidigten.

„Guten Morgen, Signor Monaldi," sagte Romero; „Sie sind ja recht lange abwesend gewesen. Es ist auch gut, daß Sie wiedergekommen sind."

Ohne eine besondere Betonung würde Monaldi gar keine Notiz von dieser Anrede genommen haben.

„Gut?" wiederholte Monaldi, „warum gut?"

„O, es ist weiter nichts — ein Mann ist, wie Sie wissen, immer besser zu Hause — besonders —"

„Was wollen Sie damit?"

„Ei, ich meine nur so! Sieht es nicht aus, als wenn es regnen wollte? Karlchen, gib doch auf den Laden Achtung."

„Sie bemerkten eben," sagte Monaldi. —

„Ach, nichts von Bedeutung — wenigstens geht es mich nichts an," entgegnete Romero und schloß seine Ladenthür. „Guten Tag, Signor, ich muß nach meinen Kunden sehen."

„Das ist ein Stückchen von seinem gewöhnlichen Vorlautsein," dachte Monaldi; er will schwatzen und hat nichts zu sagen." Damit gingen Romero's Worte an ihm vorüber.

Mehrere Tage blieb es so, als Monaldi eines Morgens ausging und einen Mann am Eingange seiner Wohnung stehen sah. Als er nahete, drückte der Fremde plötzlich den Hut in die Augen und entfernte sich eiligst, doch nicht, ohne daß der Andere sein Gesicht deutlich gesehen hätte. Monaldi verdoppelte seine Schritte, um ihn einzuholen, allein als er in die Straße kam, hatte sich der Mann im Haufen verloren, und ehe er Zeit hatte, sich über den Vorfall eine Idee zu bilden, wurde seine Aufmerksamkeit durch einen Boten des Papstes abgezogen, der seine Gegenwart verlangte.

Als er jedoch am nächsten Tage an ein Fenster ging, von dem aus man Romero's Laden übersehen konnte, sah er denselben Mann vor der Thüre und augenscheinlich mit Jemand in seinem eignen Hause durch Zeichen sich unterhalten. Das Wiedererkennen würde selbst in Verbindung mit einem solchen Umstande eindrucklos an ihm vorübergegangen sein, hätte der Fremde nicht, sobald er seiner ansichtig wurde, abermals den Hut in das Gesicht gedrückt und eiligst sich in den Laden begeben. Diese letzte Handlung verlieh der anderen eine Wichtigkeit, die ihm nicht entgehen konnte. Zum ersten Male in seinem Leben fühlte Monaldi einen Argwohn sich regen; nur konnte er nicht sagen, weswegen oder gegen wen. Er fühlte gleichsam, daß der Fremde mit ihm oder seinem Hause

in irgend einer Beziehung stehe, und die Empfindung, welche dieser Gedanke erregte, wurde um so peinlicher, je weniger er sie irgendwo anknüpfen konnte.

Nun beunruhigte es ihn zu wissen, wer der Mann nur sein möge. Möchte es wol Jemand sein, mit dem er früher bekannt gewesen? Nein; er konnte sich nicht erinnern, ihn eher gesehen zu haben, als am Tage vorher. Wer mochte er also sein? — vielleicht könnte Romero Auskunft geben. Allein Romero war neugierig und zudringlich, und wenn er nach der Ursache seiner Nachfrage forschte — was sollte er ihm antworten? Nein, ihn mochte er nicht fragen. Und doch, jemehr er über die Sache nachdachte, desto mehr reizte es ihn, dort anzufragen; allein immer hielt ihn Etwas, — er wußte nicht was — davon zurück.

In dieser Stimmung ging er lange im Zimmer auf und ab, und als er sich dem Fenster wieder näherte, sah er den Fremden aus dem Laden kommen und wieder, wie es ihm vorkam, ein Zeichen gegen sein Haus machen. „Ich muß wissen, wer er ist!" Allein ehe er die Straße erreicht hatte, war der Fremde fort.

Beinahe vierzehn Tage lang sah Monaldi denselben Mann fast täglich in der Nachbarschaft herum verweilen und stets mit derselben sichtbaren Besorglichkeit ihm ausweichen. Immer noch bot sich keine Gelegenheit dar, zu erfahren, wer er sei. Endlich

war er der fruchtlosen Vermuthungen müde und in der Absicht, sein Gemüth mit etwas Anderem zu zerstreuen, ließ er sich eines Abends von seinem Schwiegervater bereden, mit in's Theater zu gehen, um eine neue Oper zu hören. Rosalie war auch dazu aufgefordert worden, hatte es aber abgelehnt, indem sie Kopfweh vorwendete.

Beide hatten sich noch nicht lange im Theater niedergelassen, als Landi die Aufmerksamkeit Monaldi's auf eine Loge gegenüber richtete.

„Bemerken Sie diesen muntern Cavalier?"

„Welchen?" fragte Monaldi.

„Der eben eintrat, mit der gestickten Weste."

Monaldi faßte den Fremden in's Auge. „Wer ist das?" fragte er rasch.

„Das ist der berüchtigte Graf Fialto."

„Fialto!" wiederholte Monaldi.

„Was regt Sie so auf?" sagte Landi.

„N — Nichts! —"

„Aber Sie wechseln die Farbe."

„Nein — keineswegs," antwortete Monaldi, bemüht, eine heitere Miene anzunehmen — „mir ist ganz wohl, ich versichere Ihnen."

„Ich fürchte, Sie arbeiten zu viel," sagte Landi.

„Vielleicht ist das der Fall. Aber erzählen Sie mir mehr von dem Grafen."

„Ich machte Sie auf ihn aufmerksam, weil ich ihn

in physiognomischer Hinsicht für eine Anomalie halte. Wenn Jemand, der seinen Character nicht kennt, sein edles Gesicht sieht, so würde er kaum einen Augenblick argwöhnen, daß ein solches Gesicht möglicher Weise einem lasterhaften Wesen angehören könne; und dennoch, wenn alle Verdorbenheit in diesem Hause aus dem Herzen eines jeden Einzelnen ausgezogen würde, glaube ich sicherlich, daß sie im Ganzen nicht der seines Herzens gleichkommen würde."

„Sie scheinen ihn zu kennen."

„Nicht persönlich. Aber sein Character ist kein Geheimniß. Es gibt kein Verbrechen, dessen er nicht fähig wäre."

„Das habe ich gehört."

„Aber seine Todsünden hat er gegen das andere Geschlecht begangen. Das Verzeichniß seiner Verführungen würde einen gewöhnlichen Libertiner erschrecken."

„Er scheint in der That kein gewöhnlicher."

„Nein, seine Person an sich ist blos untergeordnet — nur eine schöne Statur, die viele Frauen ungestraft anblicken dürften; nur wenn sie von seiner überlegensten Gemüthsrichtung belebt ist — wenn sein Teufelsherz auf die Engelszunge steigt, wird sie ein Gegenstand der Verehrung — unheilbringend dem unvorsichtigen Weibe, welches dann noch wagt auf ihn zu sehen und zu hören."

Monaldi wußte nicht, wie ihm geschah; aber er

fühlte, während sein Schwiegervater sprach, als ob sich alles Blut nach seinem Herzen dränge. Jetzt begann die Oper und die reizenden Töne Crescentini's machten ihn bald vergessen, daß solch ein Wesen, wie Fialto, in der Welt sei.

Der erste Act ging ohne etwas Merkwürdiges vorüber; außer daß Monaldi's Aufmerksamkeit wieder auf die Loge gegenüber durch das Eintreten eines Menschen gezogen ward, der einen Brief überbrachte. Fialto überlief ihn eilig und entfernte sich augenblicklich. Allein dies machte nur insofern auf Monaldi Eindruck, als ihm die Abwesenheit Fialto's angenehm war, da er sich nunmehr ganz ohne Misbehagen dem Rest der Oper widmen konnte.

Es gibt wenige Sorgen, die nicht auf einige Zeit dem Einfluß einer schönen Musik weichen. Monaldi hatte dies empfunden und kehrte voll von Gedanken seines Glücks heim, als er wenige Schritte von seinem Hause Jemand an seinem Thorweg lauern sah. Die Eingebung des Augenblicks bestimmte ihn stehen zu bleiben, und da er gerade unter einer Laterne stand, die vor dem Bilde eines Heiligen hing, wendete er sich um und wickelte sein Gesicht in seinen Mantel. Kaum war dies geschehen, als die Person an ihm vorüberschritt. Monaldi war wie vom Donner gerührt; er konnte sich nicht irren — das volle Licht war in des Andern Gesicht gefallen — es war Fialto.

Reisende haben oft eine kleine Wolke beschrieben, die man in den Indischen Gewässern sehr wohl kennt, und die anfangs wie ein dunkler Fleck am Horizont erscheint; je höher sie steigt, desto tiefer wird ihre Farbe, desto größer ihr Umfang. Sie naht jedoch nur allmälig, und die Luft ist indessen sanft und ohne Bewegung. Allein während der unerfahrene Seemann sie vielleicht lediglich als Gegenstand der Neugierde betrachtet und sein Segel ungerafft und lose an den Masten herabhängen läßt — scheint sie in einem Augenblick sich auf sein Schiff zu stürzen — und in einem zweiten Augenblick sind Segel, Maste und Alles über Bord geflogen. Mit gleicher Verwüstung suchte dieser kleine Vorfall das Herz Monaldi's heim; es war ihm, als wenn ein plötzliches Unglück seinen Frieden zertrümmert habe; aber er konnte ihm noch keine bestimmte Gestalt geben und noch weniger die Übel fassen, die daraus hervorgehen könnten. Er wußte nicht, womit oder mit wem er Fialto's Besuch in Verbindung bringen solle; allein außer Zweifel schien es ihm, daß Fialto in seinem Hause gewesen sei; er hatte ihn zwar nicht gerade herauskommen sehen — aber warum hielt er sich um diese Stunde in dessen Nähe auf? „Aber in wiefern sollte das gerade ihn etwas angehen?“ Er hatte kaum diese Frage an sich gethan, als zwanzig Umstände ihm in's Gedächtniß zurückkehrten, um Antwort

zu geben. Besonders des Grafen sich gleichbleibende Sorgfalt, ihn zu vermeiden; seine Bestürzung, wenn er sich entdeckt sah, daß er nach dem Hause sehe, sein Verschwinden aus dem Theater, bald nach Monaldi's Eintritt; sein Wegbleiben während des ganzen Abends, ungeachtet es ein neues Stück war; und dazu sein plötzliches Wiedererscheinen an dieser Stelle und zu dieser Zeit; diese Umstände waren zu klar in ihrer Gestaltung, um eine Misdeutung zuzulassen, und Monaldi war gezwungen zuzugeben, daß Fialto's Absichten, möchten sie sein, welche sie wollten, in irgend einer Weise auf ihn Bezug hätten. Es war in diesem Schlusse etwas Dunkeles, das wie die ägyptische Finsterniß sein Hirn umlastete; kein Gedanke durchdrang sie; selbst die Zugänge zur Vermuthung waren verschlossen; er fühlte nur, daß etwas Undurchdringliches ihn umgebe, und er hatte kein anderes Hülfsmittel als zu warten, bis irgend ein neuer Umstand seinen unbestimmten Ahnungen Gestalt und Form geben werde. Auch hatte er nicht lange auf einen solchen zu warten. Das Verschließen eines oberen Fensters riß ihn aus seinen Träumereien. Er sah hinauf und erblickte ein Licht in der Kammer seiner Gattin und eine weibliche Gestalt, die sich vom Fenster entfernte. Jetzt begegneten sich Rosalie und Fialto in seinen Gedanken.

Keine Seelenthätigkeit ist schrecklicher, als wenn

ein zartfühlender Mann einem bezüchtigenden Gedanken gegen einen Gegenstand Raum geben muß, der ihm heilig war; und sollten tausend Umstände sich vereinen, um ihn zu beunruhigen und seinen Argwohn zu erwecken, so wird dieser anfänglich doch ein allgemeiner sein und überall eher hinfallen, als auf sie, die er liebt; denn obwol es die Verbindung dieser Umstände mit ihr ist — welche die Seele fühlt, ohne sie anzuerkennen — und welche ihn unglücklich macht, so erlaubt er sich doch nur erst dann, wenn die Richtung zu deutlich ist, um misdeutet zu werden, dessen eigentlichen Gegenstand in's Auge zu fassen. So ging es Monaldi; seine liebende Ergebenheit hatte sein Weib mit einem Reize bekleidet, der bisher ihren Namen und ihr Bild von dem beunruhigten Kreise seiner Gedanken fern gehalten hatte. Aber Fialto's Betragen — daß er ihn so nahe an seinem Hause gefunden, — die Stunde — das Licht in seinem eignen Schlafgemach — die weibliche Gestalt am Fenster — alles Dies war zu deutlich in seinem Geiste verbunden, um nicht den Gegenstand des Argwohns auszuzeichnen. Ein unaussprechlicher Seelenkampf folgte; — aber er konnte nicht lange dauern, denn Monaldi war von Natur vertrauend; er sträubte sich gegen jede Ungerechtigkeit und — gegen wen, wenn er überhaupt ungerecht sein sollte, hätte er es jetzt sein müssen? Diese Frage trieb ihn von selbst

zu einem unendlich theurern Gegenstand und sein natürlicher Edelmuth vertheidigte sie nun mit aller Kraft. „Kannte er sie denn nicht?“ Ach ja, so gut, so gut als sich selbst. Ihr ganzes Herz hatte offen vor ihm gelegen; er hatte es täglich gesehen seit ihrer Vereinigung — und er hatte es rein gefunden; er war kein Geck; — so innig er sie auch liebte — er müßte doch den Fleck gesehen haben, wäre einer darin gewesen — keine Arglist, keine Heuchelei hätte sich so lange darin verbergen können. Und worauf fußte sein Argwohn? Auf einen begleitenden Umstand, den tausend Zufälligkeiten unschuldiger Weise veranlaßt haben konnten. Er haßte sich beinahe selbst, als das Wort sich ihm aufdrängte. Er erinnerte sich dann, daß er sein Weib unwohl verlassen habe; und es war völlig natürlich, daß sie sich so zeitig zur Ruhe begeben haben könne; gewiß, es hätte ihn befremden müssen, wenn sie seine Rückkehr abgewartet hätte. Dieser letzte Gedanke gab ihn ganz sich selbst wieder und er trat in sein Haus. Sein Vertrauen war indessen kaum wieder hergestellt, als ein widersprechender Umstand es wieder wankend machte; er fand seine Frau in demselben Zimmer, in welchem er sie verlassen hatte. „Wie, sie ist hier? Hat sie mich denn hereinkommen hören? — und kommt sie nun herunter, um mich glauben zu machen, sie habe den ganzen Abend hier zugebracht?“

„Du kommst zeitig heim," bemerkte Rosalie, „ich hoffe, Du hast Dich gut unterhalten."

„Vielleicht zu früh," erwiderte Monaldi zaudernd und beinahe schaudernd vor der Sonderbarkeit seines Tons; „Du scheinst überrascht. Wie, wenn ich es wäre, weil ich Dich hier finde?"

„Mich? Wie so? O, vermuthlich dachtest Du, mein Kopfweh habe mich genöthigt, mich hinzulegen. Aber es ist völlig vergangen."

„Wirklich! Und wer hat es Dir vertrieben?"

Die Frage schien ihm durch eine Qual abgezwungen und seine Stimme war so tief, daß Rosalie fragen mußte, was er gesagt habe.

„Dein Kopfweh. Ich fragte, wer es Dir vertrieben habe."

„O, mein alter Arzt — Natur."

„Rosalie!" sagte Monaldi.

„Was? Sage nur, was Dich beunruhigt."

„Nun, sollte es nicht?"

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was Du meinst."

„Ob Du es nicht weißt — nun ich besorge, Du habest einen trüben Abend gehabt so allein."

„O nein, ich habe mich gut unterhalten — wenn man es eine gute Unterhaltung nennen will, sich schaudern zu machen — ich las Dante. Ich hatte eben die Hölle beendigt, als Du kamst."

„Als ich kam? Die Hölle, muß ich gestehen,

scheint mir kaum ein Unterhaltungsbuch in dem Schlafzimmer einer Dame."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Oder willst mich nicht verstehen."

„Lieber Mann!" sagte Rosalie mit Erstaunen und mit einem bis jetzt für sie ganz neuen Gefühl aufsehend, „Du sprichst in Räthseln."

„Ist es ein Räthsel, wenn ich Dich frage, warum Du beliebt hast in Deiner Kammer zu lesen? Denn da warst Du, als ich in's Haus trat."

„Wer? ich? Nein, ich bin den ganzen Abend nicht oben gewesen."

„Eine Lüge!" seufzte Monaldi und wendete sich mit einem Seelenschmerz von ihr, den er nicht verbergen konnte. „O Elend! es ist also zu — zu —"

Eine Dienerin trat in diesem Augenblick ein, um ihrer Gebieterin zu sagen, daß sie, da die Nacht feucht sei, ihre Kammerfenster geschlossen habe, wiewol ohne Befehl.

„Das hast Du recht gemacht," sagte Rosalie.

„Gott sei gedankt!" sagte Monaldi, als er diese Erklärung hörte. „Fort — fort für immer, höllische Gedanken!"

Monaldi's Aufregung war seinem Weibe nicht entgangen, aber der Eintritt der Dienerin verhinderte sie diese Worte zu hören. Seine veränderte Miene

überraschte sie daher. „Wahrscheinlich habe ich geträumt,“ sagte Rosalie.

„Doch gewiß nichts Schlimmes, mein Liebchen,“ sagte Monaldi, jetzt ganz ein anderes Wesen und sie zärtlich zu sich ziehend; „denn Deine Träume — wenn diese Träume Gemälde der Seele sind — sollten Engelsträume sein.“

„Ich weiß nicht, wovon ich träumte,“ antwortete Rosalie, „aber es war etwas sehr Peinliches. Ich dachte, Du wärest unglücklich. War es so?“

„Nie war ich es weniger, als eben jetzt. Nie weniger! Das ist eine armselige Verneinung. Nein, meine Rosalie, ich fühle eine gegenwärtige, wirkliche, fühlbare Glückseligkeit, welche alle Die Lügen straft, welche behaupten, daß wir sie blos in der Vergangenheit und Zukunft genießen. Mein Herz ist voll, so voll, daß ich nichts nach der Zeit frage — nicht außer nach Dir — und Dich zu hören, Dich anzublicken.“

„O Monaldi, ich bin das glücklichste Weib.“

„Glaubst Du das wirklich?“

„Wenigstens wüßte ich nicht, wie ich glücklicher werden könnte. Denn nach was könnte ich noch fragen bei einem solchen Manne?“

„Oder ich mit einem solchen Weibe? Amen! mit meiner ganzen Seele.“

„Manchmal habe ich gedacht,“ sagte Rosalie,

„und ich hoffe ohne Übermuth, daß die wirklich Bösen ein solches Glück, eine Liebe, wie die meine, nicht kennen könnten; denn könnte ich Dich, rein und geläutert, wie Du bist, so lieben, wenn ich das Böse liebte? Ich könnte es nicht; ich würde mich dann selbst lieben und Dich blos als meiner Selbstliebe dienend. Nein! die Liebe, mit der ich Dich liebe, ist nur der Ausfluß Deiner Tugenden, den ich Dir zurückgebe; und dies gibt nur ein Gefühl von Erhebung; ich fühle, daß mein Herz sich läutert in der Liebe zu Ihm, dem Reinsten und Besten — der die Güte selbst ist.“

Eilftes Kapitel.

Einige Tage danach ließ der Mosaikarbeiter ihm sagen, daß er ihn zu sprechen wünsche.

„Entschuldigen Sie die Freiheit, die ich mir genommen habe" sagte Romero, als Monaldi in seine Werkstatt trat, „aber ich wünschte Ihre Meinung über eine Arbeit zu vernehmen, die ich erst kürzlich begonnen habe. Vielleicht geben Sie mir einen nützlichen Wink. Es ist eine Miniaturcopie dieser Magdalena von Guido."

Monaldi prüfte die Copie und verglich sie mit dem Original, rühmte im Allgemeinen die Treue und bezeichnete einzelne Punkte, die ihm einer Verbesserung bedürftig schienen.

Romero dankte ihm mit einer besonderen Schärfe und bemerkte: „Ich würde Ihnen nicht wegen Ihrer Meinung beschwerlich gefallen sein, wäre die Arbeit nicht für einen Ihrer Freunde bestimmt — den Grafen Fialto."

„Mein Freund!" sagte Monaldi mit nicht geringem Erstaunen, — „der äußerst — Sie irren sich, Freund; ich habe gar keine Bekanntschaft mit ihm."

„Verzeihen Sie mir," erwiderte Romero; „ich schloß es daraus, daß ich ihn aus Ihrem Hause kommen sah."

„Aus meinem Hause!" wiederholte Monaldi.

„O vielleicht war es jemand Anderes; denn da Sie ihn nicht kennen, kann ich nicht zweifeln, daß ich mich geirrt haben müsse. Wirklich wundere ich mich nun, wie ich ihn für Ihren Freund halten konnte; denn der Character des Grafen ist keiner der besten. Allein das geht mich nichts an, oder er sollte sonst nicht so freien Zutritt in meiner Werkstatt haben; denn er kommt wöchentlich wol drei bis vier Mal hieher, um zu sehen, wie meine Arbeit vorwärtsschreitet; wahrhaftig so oft, daß ich, soll ich die Wahrheit sagen, hätte ich eine schöne Tochter, oder — ein Weib, mich nicht darüber freuen würde."

Monaldi blickte bei dem Worte Weib auf und sah eine Absicht in Romero's Auge, die nicht miszudeuten war. Aber der Blick war unnöthig; sein Bolzen hatte schon das Innerste erreicht.

„Nun, ich bin Ihnen sehr verbunden, Signor Monaldi," schloß Romero, indem er wieder an seine Arbeit ging, „und ich will mich in Zukunft

sehr hüten, den Grafen wieder Ihren Freund zu nennen.“

Als Monaldi die Werkstatt verließ, schienen ihm die Häuser in ihren Grundmauern zu beben und sich über ihn zu beugen. Eine ohnmachtartige Schwäche war über ihn gekommen und es war ihm, als könne er unmöglich über die Straße gehen; doch erreichte er mit einiger Anstrengung seinen Thorweg und lehnte sich gegen denselben, um sich aufrecht zu erhalten. Bald kehrte indessen seine Kraft wieder, eher als sein Gedächtniß; denn es dauerte geraume Zeit, ehe er die Ursache seiner Aufregung in sich feststellen konnte, bis dahin erinnerte er sich nur, daß eine fürchterliche Wahrheit plötzlich an sein Hirn geblitzt worden und eben so schnell verschwunden sei. Ein kleiner Zufall thut oft mehr, das der Seele Verlorene wieder zu erlangen, als die kräftigsten Anstrengungen. Rosalie sang eine neue Polacca, die damals gerade beliebt war, gegen die jedoch Monaldi öfters sein Misfallen zu erkennen gegeben hatte. Es war der einzige Punkt, wo ihr Geschmack verschieden war. Zu einer anderen Zeit wäre diese Verschiedenheit zu unbedeutend gewesen, um erwähnt zu werden; jetzt regte sie seine Einbildungskraft auf. Die Haarlinie, die sie trennte, öffnete sich nun zu einem schreckenvollen Abgrund. Er wendete sich einen Augenblick nach dem Hofe seines Hauses zu, dann preßte er seine Hand gegen seine

Stirn und eilte vom Thore hinweg. Wohin er gehe, wußte er nicht, doch schien ihm Bewegung die Kraft zu verleihen, Das zu ertragen, was er in der Ruhe nicht hatte tragen können. So fuhr er fort, Straße auf Straße zu durchschreiten, bis er, die Stadt verlassend, Ponte Molle erreicht hatte, wo er, erschöpft von Hitze und Anstrengung, endlich genöthigt war, anzuhalten.

Es war einer jener für einen Maler unvergeßlichen Abende — aber auch einer, der einem Elenden wie eine prachtvolle Verhöhnung vorkommen muß. Die Sonne war noch nicht untergegangen und ruhete auf dem höchsten Gipfel einer Reihe bergartig gestalteter Wolken, die einen Theil des Hintergrundes zu bilden schienen; plötzlich verschwand sie, und die Landschaft war mit einer kalten, düsteren Farbe überzogen; dann begannen die eingebildeten Berge zu glühen, wie in Fluß gerathen in einer Schmelzhütte; in dem nächsten Augenblick sanken sie zusammen; in dem folgenden sah man die Sonne wieder die Bruchstücken durchdringen und ihre Strahlen zu dem entferntesten Osten tragen, bis sie, den Horizont erreichend, sie zurückzurufen und mit einem Scheide-Geflacker alle Himmel in Flammen zu setzen schien.

Monaldi seufzte laut. „Nein, du bist für mich nun nichts mehr, Du prachtvolle Sonne — nichts.

Für mich bist du todt, begraben — und für immer — in ihrer Dunkelheit; in ihrer, deren eigener Glanz mich einst dich lieben lehrte; die mich mit einem Glanz bekleidete, der selbst den deinen übertraf; die mir wie ein Geist folgte, im Schlafe selbst meine Träume besuchte, gleichsam um das weiße Blatt der Nacht zu beschreiben — meinem Dasein einen fortlaufenden Glanz zu verleihen. O kurzsichtiger, faselnder Thor! so einem Schatten nachzuhängen — einer Sinnentäuschung! — Was ist sie mir jetzt? Was kann sie mir sein — sie, die jetzt — die — nimmer" — Er konnte das Wort nicht aussprechen.

Eine wüste Leerheit legte sich über ihn, und angelehnt an der Brücke, schien er sich selbst in der wachsenden Dunkelheit der Scene zu verlieren, bis der schwarze Fluß, der unter ihm sich bewegte, fast ein Theil seiner Seele, und dessen spiegelloses Gewässer nur der sichtbare Strom seiner eignen dunkeln Gedanken zu werden schien.

Aber dem im Leiden ungeübten Gemüth fällt es schwer zuzugeben, daß Unglück nicht leicht zu überwinden sei; ein Beweis ist selten genug; denn obwol es auf einige Zeit bestürzt machen und quälen mag, das wirkliche Gefühl des Schmerzes wird bald die Kräfte zwingen, zu ihrer gewohnten Thätigkeit zurückzukehren und ihre Pläne für Frieden und Hoffnung auf's neue zu verfolgen.

Elend war etwas Neues für Monaldi, er hatte es jetzt länger als zwei Stunden getragen; und die innerste Sehnsucht nach Erleichterung erzeugte eine Reaction. „Nein,“ sagte er auffahrend, „ein Feind hat mich versucht, und ich habe mich selbst gefoppt mit Ungeheuern in meinem Hirn — sie ist rein — sie muß es sein!“

Zwölftes Kapitel.

Langsam erreichte Monaldi seine Wohnung; er hatte sich fast überzeugt, daß Alles, was er gelitten hatte, die Folge einer Täuschung sei.

Aber kaum war er über seine Schwelle getreten, als das heftige Schlagen seines Herzens ihn vor einem Rückfall warnte. So blieb er mit der Hand auf der Klinke an der Thür des Vorzimmers stehen, um seine Gedanken zu sammeln, als seine Frau, welche von der anderen Seite kam und ihn für einen Diener ansah, ihn aufforderte hereinzukommen.

„Mein Gott!“ schrie Rosalie, einen Schritt zurückspringend, als er eintrat, „wie hast Du mich erschreckt!“

Ihre Überraschung bei seinem plötzlichen Erscheinen, obwol vollkommen natürlich, schlug sogleich an das gestörte Hirn ihres Mannes wie die Angst des bösen Gewissens, und der schlechteste Gedanke — daß er vielleicht ihren Galan vertrieben habe — durchzuckte

ihn: „Nun," sagte er mit einer gewissen Bitterkeit, „es ist weiter niemand als ich!"

Die Veränderung in seinem Betragen beunruhigte sie nun wirklich. „Gütiger Himmel! Monaldi — was ist vorgegangen?"

„Ich wußte nicht," sagte er mit zitternden Lippen, „ich wußte bis heute nicht, daß ich jemals ein Gegenstand des Schreckens werden könne."

Die Wildheit und das Elend seiner Züge, indem er dies ausstieß, traf Rosaliens Herz; sie konnte nicht antworten; aber sie warf sich an seine Brust und zerfloß in Thränen. Monaldi wich vor ihrer Berührung wie vor den Ringeln einer Schlange zurück und er würde sie von sich gestoßen haben, hätte nicht ein räthselhaftes Etwas in seinem Gedächtniß ihn davon zurückgehalten.

„Theuerster Mann — o rede mit mir!" sagte Rosalie, sobald sie Worte finden konnte. „Bist Du krank?"

„Nein."

„O warum siehst Du so aus? Ist Dir etwas Widerwärtiges begegnet?"

„Nichts."

„O sprich nicht so; es muß etwas geschehen sein — oder Du würdest nicht so sein."

„Wie — so?"

„Wie Du nimmer vorher warst."

„Gewiß, ich nimmer — Pah! — nichts ist vorgefallen; und ich habe Dir gesagt, daß ich ganz wohl bin.“

„Nichts?“ — Dies war das erste Mal, daß eine Zurückhaltung stattfand, seit sie verheirathet waren. Rosalie fühlte deren Schauer wie einen wirklichen Hauch und ihre Arme fielen mechanisch an ihr herab. „Ach, Monaldi! Du mußt Dein Weib noch erst kennen lernen. Und doch muß ich — ja, ich ehre Deinen Beweggrund; Du wolltest ihr Schmerz ersparen. Aber wenn Du ihr Herz kenntest, würdest Du fühlen, daß es Deine unfreundlichste Handlung wäre, ihr das Vorrecht, Deine Leiden zu theilen, zu versagen. Bisher, bis zu diesem Augenblick bin ich das Weib Deiner Freuden gewesen, ein Zwillingswesen mit Dir in Glückseligkeit, theilte ich mit Dir das Bewußtsein eines doppelten Daseins; denn alle Deine Gedanken, Deine Wünsche, Deine Gemüthsbewegungen waren die meinen; und sie waren alle freudvoll — alle — bis zu dieser Stunde. Und kannst Du mein Herz für armselig genug halten, um anzunehmen, daß es nicht schmerzlich sei, für diese Häufung von Leben — in das, wenn ich zurückschaue, fast ein Menschenalter zusammengedrängt scheint — für dies Alles, wofür ich Dir allein verpflichtet bin, nichts zurückgeben zu können? Und was ist der Reichthum des Herzens anders, als Mitgefühl? Soll

das meine beschränkt werden, wenn Du traurig bist? Nein, Monaldi; das Herz, das fähig ist, eine solche Glückseligkeit eines anderen Wesens zu erkennen, muß verwelken, wenn es sich nicht seines Wehes, wie seines Wohles theilhaftig machen kann."

Es gibt einen gewissen Ton — den, wenn er einmal gehört und in der Stunde der Liebe gehört wurde — selbst die Zunge, die ihn vorbrachte, nicht wiederholen kann, sollten die Worte, die damit verbunden sind, nicht wahr sein. Monaldi hörte ihn jetzt; gegen diesen Hauch des Herzens hatte er keinen Widerstand; er fühlte dessen Wahrheit, als durchströme sie ihn, und er blickte sie immerfort an, bis die Empfindung seiner Ungerechtigkeit die Röthe der Scham in seine Wangen trieb. Einen Augenblick bedeckte er sein Gesicht; dann wandte er sich zärtlich zu ihr und sagte in einem besänftigenden Tone: „Rosalie!" seine Rührung verhinderte ihn fortzufahren.

„Rede, mein theurer Mann, und sage mir, daß Du mich nicht unwürdig hältst, mit Dir eins zu sein in Deinem Kummer. O, Monaldi, fast scheint es mir, als müsse der Kummer Wonne sein, den ich mit Dir ertrage. Nun das weiß ich — und die Überzeugung ist in mein ganzes Wesen verwebt — daß meine Seele ihre Gemeinschaft mit Dir selbst im Elend nicht für alle Vergnügen oder Freuden vertauschen würde, welche mir die Welt ohne Dich gewähren könnte."

„Mein Weib! Du bist gewiß mein eigen!" sagte Monaldi, sie an sein Herz drückend. „O, welch ein Gefühl ist dies, welch armseliger Schleier würde es für irgend eine Sünde sein! Falschheit kann sich hier nicht verbergen!" Dann ließ er sie einige Augenblicke und schritt im Zimmer auf und nieder. „Ich habe jeden Gedanken in ihr gelesen," sagte er zu sich selbst; „wären sie Kiesel auf dem Grunde eines klaren Stromes gewesen, sie hätten nicht deutlicher sein können. Mit einem solchen Gesicht kann sie nicht falsch sein." Als er dies zu sich sagte, glänzte ein Ausdruck von Freude über seine Züge, und er wendete sich wieder zu seinem Weibe. Es bedurfte keines Worts, um seinen Blick zu verdollmetschen; — sie sprang ihm entgegen und seine Arme öffneten sich wieder, sie zu umfangen.

„Mein — mein Monaldi!" sagte die glückliche Rosalie.

„Dein! Dein gewiß! o Rosalie, Du kennst nicht — Du hast nie Deine ganze Macht gekannt. Von dem Augenblicke an, wo wir uns zuerst trafen, war es, als wenn meine Seele von mir gegangen und ihre Wohnung in Dir genommen habe; als wenn sie jeden Gedanken, jeden Antrieb hingegeben habe, um nach Deinem Willen geformt zu werden. Und Du hast mich glücklicher gemacht, ja, und weiser in der Vermischung mit Deinem reinen Wesen; so glück-

lich, daß ich manchmal gezweifelt habe, ob ich nicht von dem zukünftigen Verkehr zwischen den Seelen der Seligen träume."

„O so laß mich Dir, geliebter Mann, diese Glückseligkeit dauernd machen."

„Sie lebt, wie sie immer muß, in Dir."

„Dann laß mich die gegenwärtige Bürde, die auf Deiner Seele lastet, erleichtern; laß sie mich mit Dir theilen, wie ich Deine Freuden getheilt habe."

„Welche Bürde? Bin ich nicht glücklich? — „Fühle her," sagte er, ihre Hand auf sein Herz legend, „ist es nicht leicht?"

„Nun! Aber —"

„Welches Aber?"

„Dein letzter Kummer."

„Kam ich Dir so kummervoll vor?" fragte Monaldi, während sein Bewußtsein ihn für diese Frage strafte.

„Du sahest — o möchtest Du niemals wieder so aussehen."

„Nicht doch, es war halb Deine Einbildung."

„Monaldi," sagte Rosalie ernst, ich kenne Dich zu gut; Du willst nicht sagen, daß Du keine Ursache dazu gehabt hast."

Er fühlte den Vorwurf und ein Stich ging durch sein Herz, als die überlegte Unwahrheit auf seine Zunge stieg. Es war die erste Unwahrheit, auf die

er sich mit Vorbedacht eingelassen hatte. Aber wie sollte er offen darlegen, was in ihm vorgegangen war? Es würde sie elend gemacht haben; und ihn selbst — nein, sie würde ihn nicht hassen, sondern sie müßte ihn verachten. „Ja, es muß sein," sagte er zu sich selbst; „ich will sie wenigstens schonen." Er bekannte dann, daß er durch eine Unterredung mit einem Kunstgenossen sehr verstimmt worden sei, indem er gewisse Thatsachen hinsichtlich der Schlechtigkeit eines Dritten, an dem er einst einen Antheil genommen, erfahren habe, und daß der Stoß, zusammen mit einem langen Spaziergange, wie sie gesehen, zu hart für ihn gewesen sei.

Dies war die Täuschung, zu der ihn seine unglückselige Lage verleitete. Er fühlte sich herabgewürdigt, indem er sie aussprach, und wollte eben eine Entschuldigung wegen Verschweigung der Einzelheiten machen, als Rosalie durch eine zeitige Unterbrechung ihm die Demüthigung einer neuen Doppelzüngigkeit ersparte. „Nichts weiter," sagte sie; „es ist mir genug zu wissen, daß Dich kein Unglück betroffen hat. Überdem besitze ich die Neugier der Frauen nicht; oder, wenn ich sie besitze, so ist die Unthat eines Freundes besser im Stillschweigen begraben; es ist eine Ursache für Kummer, in welche ein Weib mit Zartgefühl kaum eindringen darf."

Er nahm ihre Hand, ohne eine Antwort zu geben.

Einen Tag früher würde diese Gesinnung ihm kaum aufgefallen sein; sie würde ihm nur als ein Theil des harmonischen Ganzen, das ihren Character bildete, vorgekommen sein; jetzt trat sie im Gegensatz mit seiner eignen Verstellung vor seine Seele, und er dachte, als er sie ansah, daß er nie zuvor die volle Herrlichkeit ihrer Seele empfunden habe.

Erröthend fühlte sie in ihrem Herzen, was seine Augen sprachen, und verbarg ihr Gesicht an seinem Busen. Denn, — sei es Frau oder Jungfrau — schamhaftes Erröthen bleibt die letzte Anmuth, die ein keusches Weib verläßt; es ist der festeste Farbenton ihrer innersten Natur; und nie sieht man es so wahrhaft weiblich, als da, wo es, wie bei ihr, das Bewußtsein verdienten Lobes verräth.

Beider Glückseligkeit schien jetzt vollkommen; besonders glaubte Monaldi nie so selig gewesen zu sein, als ein starkes Schellen am Thorweg seinen Gedanken plötzlich eine andere Richtung gab. Der Ton rief, ihm zum Trotz, den Argwohn zurück, der ihm beim Eintreten in das Haus durch den Kopf gegangen war; denn die Unruhe seiner Frau war noch immer nicht erklärt; er hatte sie vergessen, aber sobald die Erinnerung daran zurückkehrte, so trat auch eine rasche Umkehr in seinen Empfindungen ein. Er entfernte sich von ihr und legte, sein Gesicht abwendend, sein Haupt in seine Hände gegen das Kamin. Aber das

Scheiden vom Frieden ist schwer und er suchte ihn fest zu halten. „Könnte sie dieselbe nicht zu seiner Zufriedenheit erklären?“ Er blickte sie an, als die Frage ihm durch die Seele fuhr, und sein Verdacht verschwand fast. Doch es ließ ihm keine Ruhe; er wünschte die Ursache ihrer Unruhe zu wissen; er fühlte sich nicht eher wieder sicher. So setzte er sich wieder zu ihr.

„Rosalie!“ hub er an.

„Was wünschest Du?“

„Ich dachte — oder besser, es fällt mir eben ein, daß Du, als ich in's Haus kam, jemand zu erwarten schienst. Darf ich fragen, wen?“

„Wie, ich? Nein. Ich erwartete niemand. Du weißt ja, daß man um diese Stunde keine Besuche macht.“

„Und doch schienst Du beunruhigt, als ich eintrat, als wenn —“

„Was?“

„Ich die unrechte Person sei.“

„Wen hätte ich erwarten können, als Dich?“

„Nein, Dein Ausruf zeigte, daß Du damals nicht an mich dachtest,“ sagte Monaldi, versuchend, eine scherzhafte Miene anzunehmen.

„Gewiß, das that ich auch nicht, denn die Länge Deines Ausbleibens verleitete mich anzunehmen, daß

Du nach St. Lucas *) gegangen seiest. Ich ging eben in den Saal, als Du die Klinke hobst; aber da Du nicht herein kamst, dachte ich, es sei der alte Joseph, der, wie Du weißt, etwas langsam in seinen Bewegungen ist: in diesem Sinne redete ich ihn an."

Diese Erklärung war zu einfach und natürlich, um nicht die gewünschte Wirkung zu haben. Monaldi fühlte deren Wahrheit und seine Stirn wurde wieder heiter.

„Aber warum bist Du so neugierig?" fragte Rosalie.

„Ei, Du mußt mich nicht mit Warum und Weswegen auf's äußerste treiben," entgegnete Monaldi lächelnd. Du mußt es auf Rechnung des Müßigganges schreiben, der, wie Du weißt, in der Regel zuerst spricht und dann denkt."

Ein eintretender Diener benachrichtigte jetzt Monaldi, daß die Person, welche die Schelle am Thore gezogen, nach ihm gefragt, allein als sie erfahren habe, daß er zu Hause sei, erwidert habe, es sei gut, und wieder gegangen sei.

Argwohn kehrt selten zurück ohne Verstärkung des Gifts, besonders wenn es auf eine vernarbte Wunde fällt. Der Bericht des Dieners schien sogleich Alles über den Haufen zu werfen, was Monaldi eben noch

*) Die Akademie der Künste zu Rom.

für viel zu fest gehalten hatte, um erschüttert werden zu können. „Was? nach mir zu fragen und wegzugehen, ohne mich zu sehen?“ Sein böser Stern stieg wieder auf und unverzüglich brachte er des Fremden Nachfrage mit seinem Weibe in Verbindung. „Er war es also, den sie erwartete, als ich zurückkehrte? So muß es sein; und die Nachfrage — sie will ohne Zweifel sagen, kann man sie sicher besuchen, und — ist sie allein?“

Dies waren seine Gedanken, als er sich von dem Diener wieder zu Rosalien wendete. Sein stieres Auge erschreckte sie, und sie sank in ihren Stuhl zurück. „Kann es möglich sein?“ sagte er zu sich selbst. „Aber ich will es ruhig untersuchen.“ Dann sich wieder zu dem Diener wendend, fragte er: „Was war es für ein Mensch — sah er anständig aus?“

„Ich denke,“ war die Antwort.

„Du denkst! Konntest Du ihn nicht sehen?“

„Nein, Herr; sein Gesicht war so verhüllt, ich konnte nicht ein bischen davon wegkriegen.“

„Ha! — Kennst Du,“ sagte Monaldi, immer noch den Diener anredend, aber nach seinem Weibe blickend, „kennst Du den Grafen Fialto?“

Der Diener antwortete verneinend.

„Fialto!“ wiederholte Rosalie halb laut.

„Monaldi hörte das Echo und, nachdem er den Diener entlassen hatte, stellte er sich vor sie, ohne

längere Zeit ein Wort zu reden. „Ja,“ sagte er endlich, „Fialto! beunruhigt Dich der Name?“

„Gütiger Himmel!“ rief Rosalie, „was soll das heißen?“

„Kann es etwas heißen?“

„Monaldi, ich weiß nicht, was ich aus Dir machen soll.“

„Und ich nicht — Aber Du hast auf meine Frage nicht geantwortet.

„Du hast keine Frage an mich gethan.“

„Nicht? Erinnere Dich — sie betraf diesen Grafen.“

„Wie, ihn?“

„Ich fragte nur, warum sein Name Dich mehr als ein anderer in Unruhe setze.“

„Mich in Unruhe? Nein; warum sollte ich unruhig werden?“

„Vielleicht irrte ich mich und Du — warst ganz ruhig.“

„Ich war überrascht, das gestehe ich,“ erwiderte Rosalie, „und meine Überraschung war natürlich, als ich den Namen eines solchen Mannes in Verbindung mit einem Besuch bei Dir vernahm.“

„Warum?“

„Weil er so ruchlos ist, daß ich es für entwürdigend für Dich halten muß, wenn ich mir vorstelle, daß Du einen Verkehr mit ihm habest, selbst in Be=

zug auf Deine Kunst; ich kann diesen Besuch ihr allein zuschreiben."

Für einen Augenblick schwankte Monaldi's Argwohn. Er wendete seine Augen von seinem Weibe weg und stierte auf den Boden. „Könnte ich glauben," sagte er zu sich selbst, „daß ihr Herz dies sprach; daß es kein Firniß, keine listige Wendung, zu entschlüpfen, sei? Es kann sein — und es kann nicht sein. Himmel und Hölle sind nicht weiter von einander, als die Worte und Absichten eines gleißenden Weibes. Sollte sie falsch sein! — Aber ich will langsam zu Werke gehen. Es gibt noch einen Weg — ja — und ich will ihr Herz rühren, wenn es von menschlichem Stoffe ist; ich will den kranken Fleck ausfinden, wenn einer da ist — meinen Finger will ich darauf legen — daß sie sich winden soll — ja, als wenn eine feurige Kohle da läge."

„Monaldi, warum bist Du so? Was macht Dich zerstreut? Zürnst Du, daß ich so von dem Menschen gesprochen habe?"

„Laß ihn zur Hölle fahren!" sagte er, heftig das Zimmer auf und ab gehend.

„Geliebtester Mann!" rief Rosalie, sich ihm in den Weg werfend und ihn umschlingend, „warum sprichst Du so?"

„Manchmal haben Worte keinen Sinn!"

„Aber Deine haben Sinn. Irgend ein furchtbarer Gedanke hat sich Deiner bemächtiget."

„Es ist nichts."

„O, Monaldi!"

„Ich bin ein Narr gewesen — ein großer Narr. Ich sollte glücklich sein — sollte ich noch?"

„O wenn ich Dich glücklich machen könnte! Du bist mein Alles — mein Ein und Alles auf Erden. Ich habe keinen Wunsch, keinen Willen als den Deinen; und mein Herz — o, das Elend, das es nun empfindet — das Du es empfinden läßt — gibt zu laut Zeugniß, daß es das Deine ist, Dein, als schlüge es an Deine eigene Brust. Sage mir — befiehl mir — was soll ich sagen, oder thun, um Deinen Frieden herzustellen?"

Monaldi bedeckte sein Gesicht, als fürchte er, sich selbst zu trauen, wenn er sie anblicke; aber sein Entschluß dauerte nur einen Augenblick. „O, Du bist ein Engel! — oder — ja," sagte er, ihre Hand an seine Stirn drückend — „Du bist ein Engel. Dieses Gesicht würde durch die Pforten des Paradieses ungefragt eingehen dürfen! . . . Aber ein Gesicht, ein bloßes Gesicht!" setzte er vor sich hinredend hinzu — „es hat Tausende getäuscht!" Seine Hand fiel von der ihrigen. „Und Worte — ja sie sind des Teufels Münze, womit er Millionen Seelen zu ewiger Knechtschaft erkauft hat. Ich darf ihnen nicht trauen —

so viele Umstände sprechen gegen sie — ich darf nicht. Ich muß sie auf die Probe stellen. Besteht sie die Probe, dann, und nicht eher, alsdann —"

„Deine Worte", sagte Rosalie, „sind wirklich immer freundlich, selbst über mein Verdienst; aber Dein Wesen —" Es war Etwas, obschon sie nicht wußte was, in dem Eindrucke, den es zurückgelassen hatte, wovon sie den Gedanken nicht ertragen konnte, und sie hielt inne.

„Mein Kopf schwindelt," sagte Monaldi, sie von sich entfernend — „ich kann nicht sprechen;" damit warf er sich — oder sank er vielmehr in einen Stuhl und verfiel in Schweigen. Was in seinen Gedanken vorging, war zu tief für das Auge, denn seine Miene ließ nichts errathen.

Rosalie bewachte seine Züge und glaubte zu gewahren, daß seine Bewegung sich lege. Aber er sann über einen verzweifelten Schlag und suchte seine Mienen zu bemeistern.

„Fühlst Du Dich wieder besser?" fragte sie.

„Was?" sagte Monaldi, den die Frage aus einem Traum zu wecken schien; doch sammelte er sich sogleich und fügte hinzu: „Ach — Ja, viel besser. Es war eine sonderbare Empfindung — aber sie ist vorüber und ich kann vielleicht jetzt lächeln."

„O daß ich Dich lächeln sehen könnte!"

„Nur jetzt noch nicht; es würde zu sehr dem

Lächeln eines Märtyrers gleichen; und Du willst nicht, daß ich mein Gesicht male — willst nicht, daß es der Schatten eines Schattens werde?"

Rosalie, welche die Bitterkeit dieser Anspielung nicht verstand, fühlte sich jetzt etwas leichter. „Vielleicht," sagte sie, „wenn Du mir sagst, was Dich so erschüttert hat, kann ich einen Balsam in Dein Herz gießen, der Dich auch als Schatten lächelnd zeigt."

„Nein, jetzt nicht; Du sollst es eines Tags erfahren."

„Warum jetzt nicht?"

„Nein, Du würdest es nicht ertragen — (ja es würde sie zermalmen, wenn sie unschuldig ist.")

„Nimmer, es gibt Nichts, was ich mit Dir oder für Dich nicht ertragen könnte!"

„Nein, jetzt nicht, es muß nicht sein. Aber ich will Dir eine Geschichte erzählen."

„Eine Geschichte!"

„Ja," sagte Monaldi, „willst Du sie hören?"

Das unglückliche Weib konnte nur mit einem angstvollen Blicke antworten; denn die fürchterliche Vermuthung schoß ihr durch den Sinn, daß es in seinem Hirn nicht richtig sei.

„Es ist eine Geschichte von einem jungen Künstler, der einst etwas versprach — den aber Elend nun mit den Millionen gleich gemacht hat. Kannst Du das begreifen?"

„Nur zu wohl!“ erwiderte Rosalie mit einer Stimme, die den ganzen Umfang ihrer Befürchtungen ausdrückte.

„Wirklich! Dann meinst Du auch, daß selbst ein Maler ein Herz habe, das man brechen könne?“

„O, mein Mann! warum — warum —“

„Ach,“ unterbrach sie Monaldi, „was braucht ein Kerl, der sich seine eigene phantastische Welt baut, noch eine andere? Oder was hat er mit den Gefühlen zu schaffen außer auf seiner Leinwand? Die Leute glauben, daß er ganz Kopf sei, und werden Dir von Einigen erzählen, die ihre Modelle vorsätzlich verstümmelt, ja selbst gemordet haben, blos um einen hübschen Todeskampf aufzufassen. Was hältst Du von solchen gewichtigen Thatsachen?“

„Sie sind sinnlose Verläumdungen!“

„Vielleicht. Aber um auf den Maler zurückzukommen —“

„Sprich nur,“ sagte Rosalie, seine Lippen mit athemloser Ungeduld bewachend, indem sie jeden Augenblick Etwas zu hören befürchtete, was ihren Verdacht bestätigen könnte.

Monaldi fuhr fort: „Er hatte eine junge und schöne Frau, die ihm Alles — die ihm Leben war; denn er lebte nur in ihr und glaubte obenein, daß er ihr ebenso viel gelte; mit einem Worte, sie hatten

sich aus Liebe geheirathet. Verstehst Du wohl? — aus Liebe."

„Ja, ich verstehe."

„Gut; das erste Jahr ihrer Vereinigung war vergangen, und der Gatte sah auf dasselbe wie auf einen Traum zurück, der auf irgend einem glücklicheren Planeten geträumt worden; aber die Vergangenheit war blos ein Schatten gegen Das, was er vor sich sah — seiner lebhaften Einbildungskraft galt sie nur als ein Wink, eine Probe für eine noch seligere Wirklichkeit in Zukunft. Thörichter Sterblicher! Er hätte daran denken sollen, daß er noch auf Erden lebe; daß der Gegenstand seiner Liebe irdisch — nur belebter Staub sei, unterworfen der Mischung mit der Verderbung durch andere, gröbere Theile seines eignen Elements. Aber seine Täuschung war kurz. Nun gab es einen Menschen — ich möchte ihn einen Teufel nennen, aber ich brauche nach seinen Eigenschaften die Hölle nicht zu durchsuchen; sie sind menschlich. Ja, einen solchen Menschen gab es — einen Menschen in der schlechtesten Bedeutung des Worts; eigensüchtig, grausam, wollüstig. Schaudere nicht bei dem Gemälde; denn dieser dreifache Fluch seines Wesens war vor dem Auge verborgen; es lag heimlich in seinem Herzen — tief begraben in einem Äußeren von bezaubernder Schönheit, und dem Gesicht entzogen durch die Magie einer Stimme, die selbst dem

Laster den Schein des Lieblichen zu geben vermochte. Kennst Du einen solchen Menschen?"

„Der Himmel bewahre mich!"

„Nein, eines Weibes Auge konnte das Äußere nicht durchdringen — es konnte nicht in seiner Seele lesen, bis er die ihre völlig besudelt hatte. Aber das — nein, es konnte bis jetzt nicht —"

„Was konnte bis jetzt nicht?"

„Nichts. Nun, dieser Mensch hatte ein Auge auf des Malers Weib geworfen. Auf irgend eine Art, was nicht wesentlich zur Geschichte gehört, hatte der Ehemann Verdacht geschöpft, daß dieses Auge ihr Herz erreicht habe. Doch behielt er es für sich. Bist Du aufmerksam?"

„Nur weiter," sagte Rosalie von Zweifeln gefoltert, „ich höre jedes Wort."

„Es ist eine trübselige Geschichte — aber — so ist das Leben."

„O, sage das nicht!"

„Vielleicht ist es nicht so; wir haben es noch zu versuchen. Nur weiter: der Gatte wurde eines Abends überredet in's Theater zu gehen; seine Gattin blieb — ich weiß nicht warum, vielleicht schützte sie ein Kopfweh vor — zu Hause. Verstehst Du wohl? — sie blieb zu Hause."

„Recht wohl."

„In der Loge gegenüber sah der Gatte diesen

Menschen. Der erste Act war kaum begonnen, als derselbe ein Billet erhielt und das Haus verließ. Der Gatte sah, was vorging; seine Seele brachte das Billet sogleich mit seinem Weibe in Verbindung. Hörst Du zu?"

„Ei freilich."

„Also verstehst Du?" sagte Monaldi mit gedämpfter Stimme und einem Blick in ihre Augen, als wolle er ihre Gedanken lesen.

„Was soll ich verstehen?" fragte Rosalie.

„Daß sie ihres Gatten Abwesenheit benutzte, eine Bestellung zu machen: so dachte er, und so — Ha! sie erschrickt nicht — es rührt sie nicht im mindesten," sagte er zu sich selbst. „Kann ihre Besonnenheit erzwungen sein? Könnte sie das mit so sicherem Blick mit anhören? Sie zuckte nicht einmal mit den Augenlidern — sondern behielt ihre Miene, aufmerksam und ohne Bewegung des Gewissens, als ob sie ein Gemälde sei. Konnte Schuld den Blick, den Ton — mein ganzes vorurtheilvolles Wesen so ertragen? Unmöglich! Gnädiger Himmel! sollte sie unschuldig sein!"

„Willst Du nicht weiter erzählen?" sagte Rosalie.

„Sogleich," erwiderte Monaldi, erhob sich und ging an ein Fenster. Die Dämmerung war bereits zu einem schmalen Streif am Horizonte hingeschwunden und die kleineren Sterne blickten bereits aus dem Westen nieder; es war die Stunde seiner Seele —

wie er sie zu nennen pflegte. Er öffnete das Fenster und die Nachtluft wehte erfrischend an seine erhitzte Stirn. „Süße Luft des Himmels! Du wenigstens," sagte er, „bist rein. O, daß ich dich noch einmal selig begrüßen könnte! daß ich wieder das Licht dieser Sterne lieben, und aufsteigen, und im Geist mich zu jenen glücklichen Wolken gesellen könnte, die friedlich über die unruhige Erde segeln!" Dieser Wunsch bannte sogleich die Vergangenheit in die Gegenwart herauf und der Gegensatz schnitt ihm in die Seele. „Warum," fragte er, „bin ich jetzt nicht mehr wie ehedem?" Sein brütender Zweifel beantwortete bald die Frage. Und Zweifel sind nie unthätig; wenn sie nicht vorwärts gehen und fliehen können, gehen sie sicherlich rückwärts und tiefer. So ging es Monaldi; seine Zweifel waren kaum zurückgekehrt, als er auch wieder über jedes verdächtige Wort, jeden Blick, jeden Wink in Seelenangst gerieth. „Nein, sie sind alle zu eng verbunden, um ohne Gegenstand zu sein — und welchen Gegenstand können sie haben, außer ihr? Weisen sie nicht alle auf sie hin? Ja, sie weisen auf sie und ihre Ruhe muß angenommen sein. Aber ich will sie auf eine schärfere Probe setzen. Wenn sie ein bischen Liebe zu dem Elenden hat, so muß das sie rühren."

Rosalie nahte ihm jetzt, nahm seine Hand und bat ihn in seiner Geschichte fortzufahren; denn ihre

schrecklichen Ahnungen hingen noch immer über ihr; auch wünschte sie ungeduldig ihn sprechen zu hören, in der schwachen Hoffnung, daß der Zusammenhang seiner Gedanken geeignet sein möchte, ihre Furcht zu beseitigen. „Komm, mein Lieber," sagte sie, „beende die Erzählung, sie ist zwar traurig, aber ich möchte gern wissen, wie sie endet."

„So? — . . . So wahr — sie höhnt mich. Ich sehe es jetzt, ihre Ruhe ist Verstellung. Ja, sie soll sie hören — und soll die letzte Wendung vernehmen, als wenn es ihr eignes Leben gewesen wäre."

„Komm, setze Dich zu mir," sagte Rosalie.

Monaldi ergriff ihre Hand. „Rosalie," seine Stimme wurde jetzt bis zu einem fast erschreckenden Tone tief — „Rosalie, es gibt eine Thätigkeit der Elemente selbst im Mittelpunkt der harten Erde. Glaubst Du, daß sie aus eigner Kraft thätig sind?"

„Nein."

„Glaubst Du also, daß Er, der ihnen den Antrieb gab, durch die meilendicken Stoffe sehen könne, die sie umrinden?"

„Ja, das Auge des Himmels sieht Alles, was geschaffen ist."

„Und Alles, was gethan wird?"

„Ganz gewiß."

„Und doch gibt es Geschöpfe, die sich vernünftig nennen und Handlungen begehen, die ihre Mitge-

schöpfe in's Elend stürzen — ja, die es mit Überlegung thun; ja, die wachen und fasten und, wenn die Hölle es bedürfte, beten würden, um in der bösen Stunde glücklich zu sein; und nicht einmal blinzeln jenem allsehenden Auge gegenüber. Vielleicht denken sie nicht daran, oder hoffen thörichter Weise sich in Finsterniß verbergen zu können. Elende Hoffnung! Wenn auch die Sonne ausgelöscht wäre, und dickere Finsterniß, als jemals ein Sterblicher im Traume sah, sie umhüllte, so würde doch das Auge schneller als das Licht in das Bett der Ehebrecherin dringen."

Noch immer nahm Monaldi keine Veränderung in ihrem Gesichte wahr.

„Von welchem Stoff muß sie gemacht sein?" sagte er zu sich selbst. „Ich spreche zu dem stumpfen Ohr eines Leichnams! Aber es gibt Herzen, welche dem Himmel Trotz bieten und doch zusammenfahren bei der Berührung einer Menschenhand. Ist das ihrige ein solches, so solle sie es fühlen."

Die innere Angst Rosaliens hatte zugleich mit der quälenden Natur ihrer Veranlassung ihrem Ausdruck eine Unbeweglichkeit verliehen, welche im Gegensatz zu den gewaltsamen und raschen Übergängen der Gedanken und Empfindungen ihres Gatten sie ihm ganz ruhig und gesammelt erscheinen ließen. In einem Augenblicke geringerer Aufregung möchte er über den

fast steinernen Blick erschrocken sein, womit sie seine leiseste Bewegung bewachte; allein jetzt fühlte er blos den Gegensatz zwischen ihrer Ruhe und seinem eigenen Aufruhr.

„Aber Deine Geschichte," sagte Rosalie.

„Ich fürchte, sie wird Dir nicht behagen."

„Dennnoch wünschte ich sie zu hören."

„Wo war ich stehen geblieben?"

„Beim Theater."

„Richtig — da war ich. Aber es ist doch seltsam, daß Du sie zu hören wünschest; noch dazu mit den Nerven einer Frau. Doch nein — jetzt ist mir nichts mehr seltsam. Ich habe von einem Menschen gehört, der sein Leichenbegängniß probirt hat; ich zweifelte einst daran; aber ich hatte damals keine Erfahrung. Gut, so höre. So weit von dem Falle in Bezug auf sie, falls sie schuldig war — nun zu Dem, was folgte.

„Um ihren Liebhabern Zeit zu Zusammenkünften zu geben, verzögerte ihr Gatte seine Rückkehr beinahe um eine Stunde; dann kam er mit Hülfe des Hauptschlüssels ohne Geräusch in das Haus. Das Wohnzimmer war, wie er erwartete, leer. Merke auf — ich komme zum Schlusse. Das Weib war, wie es schien, in ihrer Kammer und die Kammer wie unsere, gleich oben an der Treppe — denke Dir unsere. Als der Gatte den Vorplatz erreichte,

hörte er ein Geräusch in dem Zimmer und verbarg sich hinter dem Fußgestelle einer Statue — wie vielleicht die neben unserer Kammer. Verstehst Du? Merke Dir den Platz."

„Ja."

„Und denke Dir, er wäre in diesem Hause."

„Gut."

„O, es wird besser kommen! — Wo war ich? — O, hinter der Statue. Er hatte kaum seinen Platz dort eingenommen, als sich die Thüre öffnete. Sein Verdacht wurde jetzt bestätiget; sein Weib umarmte ihren Liebhaber zum Abschied. Zur Hölle! schrie der Mann und sprang so wüthend auf sie los, daß sein Schwert in demselben Augenblicke das Weib und den Wicht Fialto durchbohrte und in der Thüre fest stack!"

„Schauderhaft!" sagte Rosalie fröstelnd.

„Ha," sagte Monaldi, ihre Hand zwischen seinen beiden Händen pressend, „war das recht?"

Rosalie, deren christliches Gemüth sich gegen Mord empörte, selbst um das scheußlichste Unrecht zu rächen, war zu sehr erschüttert, um zu antworten. Aber ihr Gesicht drückte durchaus nichts von einer Schuld aus; und Monaldi fühlte, was es sagte, allein er fürchtete sich zu trauen und eilte weiter zu sprechen:

„Aber Fialto; sprich — verdiente er es?"

„Sogar die Galeeren," sagte Rosalie mit einem Blick des Widerwillens.

„Wie, ist das schlimmer als Tod?"

„Lebt er nicht noch immer und ist frei? Du sprachst von ihm diesen Abend, als wenn Du ihn für die Person hieltest, die an unserer Thürglocke zog."

„Richtig, richtig — er lebt, er wurde wieder hergestellt."

„Nichtswürdiger Schurke."

„Was, Du vergibst ihm nicht? Seine Schönheit bleibt dieselbe, und das soll bei Deinem Geschlecht viele Sünden bedecken."

„Das sagst Du mir? O Monaldi!"

„Sie ist schuldlos!" rief Monaldi aus, warf sich auf die Knie und faltete seine Hände. „Gott sei gedankt!"

„Wer ist schuldlos?" fragte das erstaunte Weib.

„Du!"

„Ich! Inwiefern?"

„In jeder Hinsicht — selbst an dem Schatten einer Sünde. Du bist ganz rein!"

„Was soll dieses Räthsel? Monaldi warum sagst Du das zu mir?"

Monaldi schlug seine Augen nieder; für einen Augenblick verwirrte ihn die Frage; bald aber besann er sich und erwiderte: „Kannst Du fragen? Bist Du nicht der völlige Gegensatz der elenden Ehe-

brecherin? Und kann ich das sehen — es fühlen, wie ich es fühle, ohne in Freude auszubrechen?"

Der Zusammenhang in der Erzählung hatte Rosalien jetzt über ihres Mannes gesunde Vernunft beruhigt. Allein die Zeit, die er gewählt hatte — die Art, wie er sie erzählte — und seine ungewöhnliche Aufregung, beunruhigte sie auch jetzt noch. „Es muß ihn," dachte sie, „in irgend einer Beziehung selbst angehen, sonst würde es ihn nicht so ergriffen haben. Aber wie? Sollte es nicht Das sein, worauf er zuerst anspielte; Dasselbe, was seine Aufregung veranlaßte, als er nach Hause zurückkehrte? Es war die Treulosigkeit eines Menschen, sagte er, den er früher geachtet habe. Aber konnte dieser Graf der Freund gewesen sein? Es muß so sein; denn er schien ihn für die Person zu halten, die eben schellte, und die Erwähnung seines Namens brachte die Geschichte wieder lebhafter vor seine Seele. Wahrscheinlich hat er den unglücklichen Gatten gekannt. Ja, so ist es."

Diese Gedanken gingen so rasch durch Rosaliens Seele, daß der erste und letzte fast in demselben Augenblicke aufzusteigen schienen. „So ist es," wiederholte sie laut. „Monaldi, ich wundere mich nicht mehr, denn ich begreife nun die Ursache Deiner Aufregung."

Monaldi stand erschrocken da. Er glaubte, sie habe den Gegenstand seines Argwohns enträthselt und

ihre Verachtung sei bereit, sich über ihn zu ergießen."

„Du kennst," fügte sie hinzu, „den unglücklichen Gatten?"

Er athmete wieder auf. „Ja wohl!"

„Ist er Dein Freund?"

„Nur ein Wesen ist auf der Welt, das ich mehr liebte — Dich."

„Monaldi, ich ehre dieses tiefe Gefühl, jetzt, wo ich die Ursache kenne — und soviel ich auch davon gelitten habe."

„Und littest Du wirklich?"

„Mehr als ich zu sagen vermag; denn ich dachte — es schaudert mich, wenn ich daran denke —"

„Was?"

„Daß Dein Hirn gelitten habe."

„Ach!" dachte er, „wie nahe der Wahrheit!"

„Was hast Du für ein Herz! Wenn Du so für einen Anderen fühlst, wie elend würdest Du geworden sein, wärest Du der arme Gatte gewesen!"

„Laß uns daran nicht denken," sagte er, „es überläuft mich kalt, wenn ich mir nur denke —"

„Ach," sagte Rosalie mit einem trübseligen Lächeln, dieselbe Einbildungskraft würde ein Herz, wie das Deine, furchtbar beherrschen."

„Nie wird dies der Fall sein," erwiderte er, sie auf die Stirn küssend, „nie, so lange mein Herz

an einer solchen Wirklichkeit hängt. Sieh mich an, Rosalie — o, wie schön ist die Treue, wenn sie aus den Augen eines reinen Weibes blickt. So sollte, wo sie sich nur zeigte, ihr Bild sein — der sichtbare Schatten jener heiligen Harmonie, deren Wirklichkeit die Seele jenseits kennen lernen soll.

„Mein Gatte!" Rosalie konnte nichts mehr sagen.

Die Nacht senkte sich nun über sie und sie entschlummerten mit Herzen — zu voll für einen anderen Wunsch.

Dreizehntes Kapitel.

Monaldi's Furcht war nun beschwichtigt; denn obgleich einige ihrer Ursachen immer noch unerklärt waren, so hielt er sie doch sorglich von seiner Seele fern, da sie zu leicht waren, um den Beweis aufzuwiegen, den seine frühere Erfahrung und Rosaliens ganzes Wesen ihnen entgegengesetzt hatte.

Diese Ruhe wurde nicht wenig durch Fialto's Abwesenheit begünstigt; fast war ein Monat vergangen, seit Monaldi ihn gesehen hatte. Aber der Graf war nicht müßig; er lauerte nur, bis ein günstiger Zufall ihm Gelegenheit zu dem letzten Streiche verschaffen werde. In dieser Absicht hatte er sich bemüht, alle Bewegungen Monaldi's genau kennen zu lernen; dies bewerkstelligte er durch einen Diener, der ehemals eine seiner Creaturen gewesen war. Antonio, so hieß dieser Diener, hatte Monaldi durch eine erkünstelte Erzählung seiner traurigen Schicksale getäuscht und war aus Mitleid in dessen Dienste auf=

genommen worden. Aber Antonio war keiner von Denen, die sich durch ihnen erwiesene Güte aus ihrer Bahn werfen lassen. Er kümmerte sich selten um Beweggründe, wenn es nicht seine eignen waren, und sein gegenwärtiger, die Aussicht auf reiche Belohnung, war stark genug, um ihn Demjenigen getreu zu machen, der ihn dafür gebrauchte.

Nicht lange nach jenem Vorfall erhielt Monaldi einen Brief von dem Verwalter eines seiner Landgüter bei Genezzano, in welchem wegen eines dringenden Geschäfts seine Gegenwart verlangt wurde. Diesen Umstand und seine Absicht, den nächsten Tag die Reise dahin anzutreten, erwähnte er, als Antonio bei Tische aufwartete; und auf diese Weise wurde Fialto ohne Zeitverlust davon in Kenntniß gesetzt.

Nichts hätte dem Grafen gelegener kommen können. Genezzano war mehr als sechs Meilen von Rom; Monaldi mußte also auf diese Reise wenigstens zwei Tage rechnen.

Der Gebrauch, den Fialto von diesen Umständen machte, wird am besten aus folgendem Briefe hervorgehen, den er wie eine Antwort auf einen Brief Rosaliens einrichtete:

„Tausend, tausend Mal Dank, geliebteste Rosalie, für Deinen köstlichen Brief. Das Entzücken — doch still von Entzücken, bis wir zusammen kommen — denn ich habe nur Zeit, Dir zu sagen, daß ich

pünktlich die Stunde einhalten werde, die Du bestimmt hast — auf den Schlag zwölf Uhr. O, daß morgen schon da wäre! Könnte etwas gelegener kommen als diese Reise nach Genezzano? Ich könnte Deinen willigen Mann wegen seines fügsamen Geistes beinahe verehren. Er ist wirklich ein sehr artiger Ehemann — vielleicht thut er dies, um uns dafür zu entschädigen, daß er uns neulich Abend, als er in's Theater gegangen war, nicht länger zusammen ließ. Du willst, ich soll Dir auf Deinen Brief nicht antworten, weil es unnöthig sei — und Du vermeidbare Gefahren fürchtest. Aber einmal muß ich Dir ungehorsam sein und zwar deshalb, damit Du in Zukunft mehr Vertrauen fassen mögest zu der Klugheit Deines, Dir geweihten,

Fialto."

Sobald der Brief fertig war, mußte zunächst dafür gesorgt werden, daß der Ehemann ihn zu sehen bekomme. Aber auch hier reichte das Ungefähr die Hand, denn es war heute gerade der Abend, an welchem Monaldi seinen regelmäßigen Besuch in St. Lucas machte. Dies wußte Fialto, und er hatte daher nur seinen früheren Platz am Thore wieder einzunehmen und unter dem Scheine, Monaldi für einen seiner Diener zu halten, ihm den Brief in die Hand zu stecken. Die Nacht war so dunkel, als er nur für

eine so böse Absicht wünschen konnte. Dem gemäß nahm er seinen Platz zur geeigneten Zeit ein; ein lautes Husten Antonio's gab ihm das Zeichen von seines Herrn Annäherung. Gleich darauf hörte er Monaldi's Fußtritte im Thorweg. „Bist Du endlich da?" sagte Fialto leise und schnell; „aber still, guter Joseph! man könnte uns behorchen. Hier, nimm das für Deine Gebieterin; und dies hier ist das Postgeld." Mit diesen Worten steckte er den Brief nebst einem Goldstück in Monaldi's Hand und verschwand im nächsten Augenblicke.

Die Geschwindigkeit, mit welcher dies gesagt und gethan wurde, ließ keine Zeit für eine Erwiderung, wenn Monaldi sie auch hätte versuchen wollen; aber die Worte „Joseph" und „Gebieterin" waren genug; er hörte das Übrige nicht einmal, denn sie machten ihn bestürzt und er stand eine zeitlang, den Brief mit einer Art von gedankenloser Verlegenheit bald in die eine bald in die andere Hand nehmend, bis der helle Ton des auf das Pflaster fallenden Goldstücks ihn wieder zur Besinnung brachte. Er fing jetzt an zu fühlen, daß er wenigstens Etwas besitze, was sein Schicksal entscheiden werde. Er begab sich in sein Haus, schloß sich in sein Schreibzimmer und legte den Brief auf den Tisch vor sich. Die Aufschrift war klar — sie war an sein Weib. Doch war er für einen Augenblick zweifelhaft, ob er ihn

öffnen solle. Allein seine Seele war nicht fähig zu klügeln; er konnte nur eine Alternative einsehen — vollkommene Überzeugung oder endlosen Argwohn; und so erbrach er das Siegel. Der Brief fiel aus seiner Hand und sein Haupt sank in Seelenschmerz auf den Tisch. Allein dieser Schlag, obwol er sichrer geführt war, als der erste, konnte nicht die nämliche Wirkung haben; denn sein Gemüth war durch vorgängiges Leiden vorbereitet worden, war vor dem wahrscheinlichen Übel gewarnt und durch diese Warnung in die geeignete Stimmung versetzt worden, Das zu tragen, was ihn sonst wahnsinnig gemacht haben würde. Er hatte jetzt einen bei weitem näher liegenden und sicherern Grund, sich elend zu fühlen, allein dies hatte er bereits erwartet, und es mangelte der Kraft der Neuheit; außerdem war es jetzt klar und hatte eine feste Gestalt. Die Kraft, Unglück zu ertragen, steht gewöhnlich der Wirklichkeit gleich, da der Geist seine Kraft dem Wirklichen entgegensetzen kann, in dem Wesen dem Wesen widersteht, wogegen er keine Kraft, keine Stärke hat, die körperlosen, sich immer vervielfältigenden Gespenster der Einbildungskraft zu verscheuchen.

Monaldi fühlte, daß sein Geschick nun besiegelt sei, und erhob sich von seinem Sitz mit verzweifelter Ruhe; denn sein letzter Zweifel war beseitigt und mit ihm schien jede streitende Bewegung seines Gemüths

entwichen. In diesem Zustande hatte er mit gekreuzten Armen und zwecklos umherrollenden Augen wol eine halbe Stunde zugebracht, als ein Blick auf den Brief seinen Gedanken einen raschern Umschwung verlieh. Er nahm ihn auf und suchte noch einmal ihn zu lesen; aber er hatte kaum den ersten Satz beendigt, als er ihn wüthend auf den Boden warf und mit solcher Heftigkeit darauf trat, daß die Wände dröhnten. „Hexe, Zauberin, Teufel!" rief er fast vor Wuth erstickend, — „so, so will ich Dich zermalmen!" In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und Joseph trat ein. „Elender!" rief Monaldi und ergriff ihn bei der Gurgel. „Gnade!" rief der zitternde Mensch. „Ich wußte nicht, daß Sie zu Hause seien, aber da ich ein Geräusch hörte, so dachte ich, es wäre etwas herabgefallen."

Während dieser Rede fand Monaldi Zeit, sich zu besinnen. „Ja wohl," sagte er, „es war diese Büste; sie muß nachlässig aufgesetzt worden sein; aber Du brauchst nicht zu warten, um sie jetzt aufzusetzen. Ich habe Geschäfte."

„Ja," sagte Monaldi, als der Diener fort war, und ich will auch den Heuchler spielen. Wahrheit ist kein Gefährte für Falschheit; nur Heuchelei vermag Verrath zu überlisten. Ich will immer der willige, der artige Ehemann scheinen und der Kuppler Joseph soll seinen Herrn immer für den blinden

Tropf halten. Ja, ich will mich stellen, als wenn ich die Reise machte — immer thun, als wenn ich Entschädigung für meine zu zeitige Rückkehr aus dem Theater leisten wolle. O, mein treuer Schutzgeist, wie zeitig zeigtest Du mir diese befleckte Stunde an! Und doch, wie sie sich betrug — mit welchem Gesichte sie mich ansah, als ich die Geschichte erzählte, die diese Stunde malte! O Weib, wäre dein Herz in deinem Gesicht zu sehen, eine Kröte würde uns lieber sein. Aber du, gemalte Kröte, wie einem Scorpion will ich dir begegnen. Die Bestellung ward, wie es scheint, von ihr gemacht, und sie verbittet sich eine Antwort. Ja, sie wußte, daß er nicht der Mann sei, der ausbleibe. Dieser Brief ist also nicht erwartet — seine unrichtige Bestellung wird daher nicht entdeckt werden. Nichts könnte besser gegangen sein — besser! wozu? Um mein Elend zu besiegeln! Nun so sei es — ha, ha! O daß ich einen Feind hätte — wie ohnmächtig würde jetzt sein Zorn sein. Was würde die Galle von zehntausend todtfeindlichen Herzen sein, wenn sie jetzt sich über das meine ergösse — das meine, das bereits voll davon ist? das davon überkocht? Aber sie soll hier nicht lange bleiben; sie soll sich bald ergießen wie ein Strom, — soll tränken und ertränken diesen heißen Paradiesvogel — und noch dazu in ihrem eignen Neste. Ja, ich will diese Reise antreten und sie und Joseph und Alle sollen

mich mit vergnügtem Gesicht und leichtem Herzen gehen sehen — ja, leicht, was das Weltliche betrifft; denn nichts hienieden kann es wieder berühren, fortan bewegt es sich in einem Element seiner eignen Schöpfung. Und wenn sie glauben, ich sei in Genezzano — ha! ha! dann erreiche ich meinen Zenith."

Mit diesen Worten schellte er und ließ Joseph die Trümmer der Büste wegschaffen, dann verließ er das Haus, um die Akademie zu besuchen.

Es mag seltsam scheinen, ist aber nichtsdestoweniger wahr, daß manche Naturen, wenn das Elend einen gewissen Punkt erreicht hat, mit ihren Leiden scherzen und sich das Ansehen geben, als gewähre es ihnen eine Art gräßlichen Vergnügens, sie zu vergrößern, ja selbst der Zukunft sie aufzubürden und zu ihr zu fliehen, um in der Hoffnung auf weiteres, tieferes Wehe ihre Gemüther in Thätigkeit zu erhalten — welches das Geheimniß lösen soll.

Monaldi bedurfte keiner neuen Beweise für seines Weibes Untreue; die Überzeugung war vollständig; dennoch dürstete er nach mehr — nach dem letzten Tropfen der bittersten aller Tränke.

Allein die Rolle der Verstellung war doch noch neu und schwierig für ihn und war jederzeit gegen seine Natur gewesen; jetzt schien sie ihm mehr aufgezwungen zu werden und zwar von ihr, der er vor allen auf Erden am meisten vertraut hatte. Und

doch spielte er sie durch; daß ihm dies glückte, hing nicht wenig von der kurzen Dauer des Versuchs ab, denn es war fast Mitternacht, ehe er heimkehrte; vielleicht aber noch mehr von dem vertrauenden Gemüth seiner Gattin, die nur seine augenscheinliche Heiterkeit sah und ohne eine Veränderung in ihrem eignen Character kaum ein wiedersprechendes Gefühl in ihm argwöhnen konnte; denn außer in sehr auffallenden Fällen leben die Sinne — man möchte sagen — im Dunstkreis des Gemüths.

Wäre Monaldi's Schmerz nicht mit der Hoffnung auf Rache vermischt gewesen, er würde die Verstellung unmöglich gefunden haben; aber Falschheit ist mit Rache verschwistert und eine Schlinge und eine Maske stehen ihr zu jeder Zeit zu Gebote. So war er auf das Zusammentreffen mit ihr vorbereitet und mit Lächeln betrat er das Haus. Rosalie blickte auf und erwiderte mit aller Herzlichkeit, denn das Lächeln eines unserer Lieben vermögen wir selten zu sehen, ohne es zu beantworten.

„Wie schön,“ dachte Monaldi, „kann selbst die Lüge blicken! — o, Sünde, nimm diese Gestalt hinweg und die Welt mit aller ihrer gewichtigen Philosophie, in ihrem feierlichen Vernunft-Gepränge, ist dein. Aber ich kenne ihre Hohlheit, ihre —“ der Gedanke war zu empörend; doch immer blieb das Lächeln — aber es war freilich das Lächeln, welches

das Elend als letztes Pfand hergibt, womit es den letzten Einsatz macht.

Ehe Monaldi nach Hause zurückkehrte, hatte er sich selbst durch verzweifelte Erinnerung an jede vergangene Liebkosung, jede hörbare und schweigende Offenbarung von Zärtlichkeit — kurz durch Alles, was er zu bedenken und im Geheimen durchzubrüten pflegte, auf diese Zusammenkunft vorbereitet. Aber es stellte sich ihm jetzt nicht wie ehedem gleich bestimmten und leichten Punkten seines Lebens dar; denn jetzt führte jedes Wort, jeder Blick, und jede zarte Liebkosung das verhaßte Bild Fialto's mit sich. „Sie gehören nicht länger mir," sagte er, „sie gehörten mir nie! Und ich kann sie hören, kann sie sehen — Alles kann ich, nur sie nicht wieder empfinden. Vermag sie das Herz wieder zu rühren, das nur das Reine liebt? Das vorgespiegelte Leben, welches ihr falscher Geist ihm einhauchte, ist dahin — für immer. Es ist todt. Könnte es diesen steinernen Stillstand fühlen, wenn es nicht so wäre? Mag sie denn schwatzen und blicken — sie wird zu Ohren reden, die nicht hören, in Augen blicken, die von Glas sind. Und doch — ich will ihrer spotten; sie höhnen mit dem Scheinbild der Liebe, die sie gemordet hat — gemordet hat mit lächelndem Gesicht; sie soll denken, es lebe noch immer, und lebe für sie."

Moralisch war sein Herz todt. Aber in welcher

Todesangst mußte ein so mildes, gütiges, edles Herz — langsam erstickend — verscheiden! —

Möge niemand über diesen plötzlichen Wechsel erstaunen; denn menschliche Unbeständigkeit hat keine Grenzen. Ein einziger Zufall hat oftmals die festeste Natur umgestaltet und aus demselben Wesen den stärksten Gegensatz seiner selbst gebildet. Viele Ursachen, Beleidigung, Undankbarkeit, getäuschte Hoffnung — können es bewirken; kurz Alles kann es, wodurch dem Menschen Das geraubt wird, was seinem Dasein einen Reiz verleiht; und hauptsächlich und höchst schnell wird bei Denen, die mit einem tiefen und gemüthlichen Gefühl in Anderen gleichsam leben, diese Wandelung stattfinden. So ist der Mensch, wenn er sich selbst überlassen ist; und nur Eins ist es, was ihn beständig machen kann — Religion; sie ist die einzige unwandelbare Quelle sittlicher Harmonie. Unglücklicherweise kannte Monaldi wenig von ihr. Nicht daß er völlig ohne Religion gewesen wäre; im Gegentheil, sein Verstand hatte in ihre Wahrheit eingestimmt; er hielt sich für einen guten Christen; aber er mangelte des lebendigen Glaubens, der sich zu jedem Gedanken gesellt und jeder Handlung vorangeht, indem er immer durch die Zeit hindurch nach ihren Früchten in der Ewigkeit blickt. An ihrer Stelle hatte bis jetzt seine natürliche Güte und sein Edelmuth gestanden; es hatte ihn ergötzt, Andere glück-

lich zu machen, und er hatte die Handlung für nichts geachtet, die zu ihrem Troste oder Wohlergehen beitragen konnte. Aber bis jetzt war er glücklich gewesen und sein Leben hatte ihm gleich dem eines schöneren Zeitalters geschienen, wie der erste Bach, der durch Eden floß, süß und rein in sich, an seinem Busen die munteren und lieblichen Bilder von tausend Blumen tragend. Sollte ein so volles Leben nicht bisweilen überfluthen? Oder sollte ein so gefülltes Herz oft nach Dem dürsten, was überirdisch ist, oder nach Dem, was die ungewisse und ferne Zukunft verschleiert? sich in der Stunde des Friedens auf die Stunde der Versuchung vorbereiten? Noch hatte er mit keinen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, war noch auf keine Leiden gestoßen, die ihn allmälig diesem ergötzlichen Paradiese entwöhnt hätten; auf keinen Kummer, der seine Seele zu Dem hätte erheben können, wohin keine Sorge dringt. Allein obgleich die gegenwärtige Welt ihm zu genügen und mehr als zu genügen schien, so war sie doch in Wirklichkeit nichts für ihn, nur durch Eine auf Erden sah und liebte er Alles außer ihr; sie allein füllte sein Herz, bestimmte seine Wahrnehmungen und goß ihre eigene Schönheit über jede seiner geistigen Vorstellungen. Jetzt war sie für ihn verloren, mit einem Male von ihm losgerissen, und konnte dies geschehen, ohne eine entsetzliche Leere zurückzulassen? Für Monaldi's Herz war sie Alles, und

sein Alles war nun dahin und ließ es leer. Ein leeres Menschenherz! — ein Abgrund, dem die Tiefen der Erde nicht gleichkommen. Und wie hätte es nun wieder gefüllt werden sollen? Seine Geschichte wird es zeigen.

Die weiteren Operationen Fialto's hingen von dem Erfolge seines Briefs ab. Er hatte Antonio angewiesen, seines Herrn Bewegungen zu überwachen und demgemäß zu berichten. Es war eine Möglichkeit, so dachte er, daß Monaldi der Schlinge entschlüpfe, indem er seinem Weibe offen die Beschuldigung ausspräche und Joseph verhörte; in diesem Falle würde die Verschwörung mit einem Male zu Ende gewesen sein; eine Wendung, die indessen nur unter die Möglichkeiten gehörte. Wahrscheinlicher war, daß Monaldi seine Reise antreten werde, ohne zu einer Erklärung zu schreiten; trat dieser Fall ein, dann konnte man lediglich schließen — daß er heimlich und zur bezeichneten Stunde zurückkehren werde; ob er dadurch seinen Zweifeln oder seiner Rache genügen wolle, darauf kam es nicht an; auch hatte Fialto für diesen Fall sich vorgesehen, indem er Antonio den Auftrag gegeben hatte, Jemand anzustellen, der seinen Herrn überwache, ihm in die Stadt zurückfolge und von dessen Rückkehr Nachricht gebe. Als Signal wurde ein kleines venetianisches Lied verabredet, das der Mann spielen solle, sobald Monaldi die Schwelle seines Hauses betreten habe.

Bereits in einer der ersten Stunden des nächsten Morgens erstattete Antonio Bericht und Fialto sah seine Hoffnungen bestätigt. Monaldi hatte seine Reise augenscheinlich gutes Muths und ohne Diener angetreten. Der Spion hatte sich daher aufgemacht und ein besserer Spürhund wurde nie auf eine Fährte gesetzt.

Es war jetzt wieder Nacht geworden und Fialto bedurfte nur noch Einlaß in das Haus. Um dies leicht bewerkstelligen zu können, hatte Antonio vorsätzlich eine Wette um eine Flasche Arvietto verloren. Während die Dienerschaft bei dem Weine saß, stahl sich Antonio hinaus und ließ den Grafen in der Verkleidung eines Mönchs ein.

Antonio hatte am frühen Morgen seines Herrn Ankleidezimmer verschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt, um Rosalien glauben zu machen, daß der Letztere ihn mitgenommen habe. Natürlich konnte sie nicht auf den Gedanken kommen, jetzt dahin zu gehen. In diesem Zimmer, oder besser Kämmerchen, nahm Fialto seinen Posten, warf seine Verkleidung ab und verschloß die Thüre. Das Zimmerchen führte zu Rosaliens Schlafgemach und dieses war nur eine Treppe hoch und blickte auf die offene Straße, ein Umstand, den der Graf mit Vorbedacht auf seine Flucht erwogen hatte. Eine mitgebrachte Strickleiter sollte dazu dienen; denn bei aller Verwegenheit hatte er wenig

Geschmack an Gefahren, bei denen nichts herauskommen konnte.

Die Glocke schlug eilf und Fialto hörte die Thüre des Schlafgemachs öffnen und leichte Tritte an dem Kämmerchen vorübergehen. Dann folgte ein leises Geräusch wie vom Auskleiden. „Sie ist es," dachte er. Dann war wieder Alles still. Er blickte durch's Schlüsselloch, um zu sehen, ob sie im Bett sei, und sah sie vor einem Crucifix knieen. „Wie ähnlich meiner armen Nonne! — Weg damit — das ist vorbei. Welche Augen! Aber was geht mich ihre Schönheit an — wenigstens jetzt? Das gelbe Gesicht eines Sequin paßt mehr zu meinem jetzigen Vorhaben. Ja Maldura's Gold hat aus mir einen Candidaten für St. Antonius gemacht. So," setzte er hinzu, seine Augen wegwendend, „geh' zu Bett in Frieden; ich fürchte, es ist das letzte Mal. Aber Millionen kosten ihn nie — und warum sollte sie etwas voraushaben? Sie mag es machen wie ich und im Vergnügen Ersatz suchen."

Einige Minuten später hörte er sie sich erheben und zu Bett gehen. „Sie hat die Lampe brennen lassen. So ist es besser; da kann kein Zweifel über die Person entstehen. Freilich ist's ein läppisches Geschäft, aber — Ha! was ist das?" Es war blos der Seufzer, der gewöhnlich dem Schlaf vorhergeht. Er legte sein Ohr an das Schlüsselloch und hörte ein

tiefes regelmäßiges Athmen. „Sobald hinüber? Und wie ein Kindlein schläft sie! Wollte ich doch, daß — doch das sind Narrenspossen."

Fialto's Gedanken flogen jetzt rasch über lange vergangene und ganz vergessene Scenen hin, und Rosalie, Monaldi, und sein Vorhaben, Alles schien vor seinem Geiste entschwunden zu sein, als der Glockenschlag des letzten Viertels ihn in die Gegenwart zurückführte.

„Darf ich mir nun selbst trauen," dachte er nach einer Pause; „darf ich wagen auf sie zu blicken? Und warum nicht? Sind nicht alle meine Leidenschaften in Maldura's Börse gepackt? — Ich will sie ansehen."

Es liegt eine Hoheit in der Unschuld, die bisweilen den Verworfensten schaudern macht. Als Fialto an dem Bett stand, kam eine seltsame Empfindung über ihn und etwas wie Gewissensbisse schoß ihm durch den Kopf; aber es ging auch nicht tiefer — denn sein Herz empfand seit vielen Jahren nichts der Art, und die Empfindung, wie sie auch sein mochte, ging zu Worten über.

„Wie todtenähnlich," sagte er, für Alles um sie herum! und doch lebendig in sich selbst. Und ihre Gedanken — wie sie über ihr Gesicht spielen; für sie vielleicht Theile einer Welt — einer Welt, die ganz ihr eigen ist. Traurig, sollte sie je zu einer anderen

erwachen. Dies Lächeln, nie sah ich ein solches. Wahrscheinlich gingen hier einige frühere Erinnerungen durch seine Seele und er wendete sich ab. „Fluch dir, Maldura, als einem leibhaftigen Schurken. Wolltest du verhungern, wie ich, dann wollte ich dich entschuldigen. Aber ich — ich leide Hunger; „dies ist genug! Wenn ich nun schwach genug sein wollte, diese Mahnung meiner Bedürfnisse zu vergessen, würden diese Augen mich jemals einer Thräne würdigen, wenn ich nicht mehr sein werde? Nein, ihre kostbare Moral würde ihr gebieten, sich dessen zu freuen. Ja, und die ganze sittenstrenge Welt würde sich obenein mit ihr dazu verbinden; ja, die ganze.“ Fialto's böser Genius berührte hier die rechte Saite, denn nichts bestimmt die Rache mehr, auf keinen Unterschied Rücksicht zu nehmen, als das Bewußtsein, der Gegenstand allgemeinen Hasses zu sein. „Ja, sie würden mein Grab zertreten und des todten Libertiners spotten. Vor der Hand aber will ich sie ihrer Beute berauben. Ha! das Signal!“ In diesem Augenblicke hörte man die Guitarre des Spions auf der Straße. Fialto öffnete sogleich ein Fenster, warf seine Verkleidung hinaus und ließ die Strickleiter hinab. Kaum war dies geschehen, als er einen vorsichtigen Tritt von der Treppe her vernahm. Er warf seinen Rock ab und nahm seinen Platz am Bette; sobald er den Tritt an der Thüre hörte, weckte er Rosalien. In dem-

selben Augenblicke stürzte Monaldi zur Thür herein. Rosalie erschrak und Fialto entsprang durch's Fenster und befand sich im nächsten Augenblick auf der Straße.

„Erbarmen! Erbarmen!" schrie Rosalie, sich zu Monaldi's Füßen werfend, indem sie ihn in der Verwirrung des Schrecks für einen Räuber hielt.

„Ja, Metze!" sagte er in kaum vernehmbarer Stimme, „mehr als Du mir gezeigt hast." Mit diesen Worten und einem wahnsinnigen Gelächter stieß er seinen Dolch in ihren Busen. Sie fiel mit einem Seufzer rückwärts und ihr aufsprützendes Blut bedeckte seine Hände. Eine fürchterliche Stille folgte — und Monaldi stand über ihr, als sei sein Gesicht und seine Gestalt in demselben Ausdruck und der nämlichen Stellung, in welcher er den Stoß vollführt, plötzlich im Frost erstarrt.

Rosalie war besinnungslos niedergefallen; allein das aus ihrer Wunde fließende Blut brachte sie bald wieder zur Besinnung; sie blickte auf und erkannte sogleich ihren Gatten. „Gnädiger Himmel! Du — von Dir!" Der Stoß erreichte nun erst ihre Seele und sie bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen. „O Monaldi, warum hast Du das gethan!"

„Bereue — bereue," sagte er sich entfernend.

„Bleib, o bleib!" rief Rosalie mit durchbohrender Energie.

„Was willst Du?"

„Viel. Blicke mich an — ich bin Dein Weib, Monaldi."

„Weib! Nimmer. Aber ich habe Dir vergeben. Du bist jetzt nichts für irgend jemand außer — für Ihn, der Dich geschaffen hat. Zu ihm blicke auf — verschwende nicht Deine gezählten Stunden mit Einem, den Du nie geliebt hast."

„Nie geliebt — wen?"

„O Weib, kann selbst der Tod Dich nicht redlich machen? Mich!"

„Dich! — o Monaldi! Aber, ha! es muß eine Ursache — doch mein Kopf ist verwirrt — der Mann — es war kein Traum; nein, ich war wach. Sage mir — wer griff mich eben an, als ich noch im Bett lag? Du kannst es nicht gewesen sein."

„O verhärtet bis in's Innerste! Rosalie, weißt Du, daß Du sterben mußt?"

„Nur zu gut — ich fühle, es ist meine letzte Stunde."

„So bereue denn!"

„O sage mir, — es ist zu spät — die Sinne vergehen mir," sagte Rosalie und sank erschöpft zurück.

Monaldi blickte sie jetzt mit einem Mitleid an, das ihn schaudern machte; denn für so schlecht er sie auch hielt, so war es ihm doch, als könne er sein

Herzblut für die Rettung ihrer Seele geben. „Nein" sagte er, „sie muß nicht so sterben." Schnell verband er sie mit seinem Schnupftuch; es glückte ihm auch nach einigen Schwierigkeiten, das Blut zu stillen. Nach wenigen Minuten kehrte ihre Kraft zurück.

„Gott sei gedankt! noch könnte Zeit sein; ich will einen Chirurgus holen," sagte er und machte eine Bewegung, als wolle er das Zimmer verlassen.

Allein Rosalie, die es gewahr wurde, warf sich mit äußerster Anstrengung vor ihn, umfaßte seine Kniee und fesselte sie mit einer Angst, daß sein ganzes Wesen erschüttert ward.

„Warum das?" sagte Monaldi. „Warum damit die Zeit hinbringen? Mache Deinen Frieden mit dem Himmel."

„Der Himmel ist gnädig; sei Du es auch. Nein, mein Gatte, Du bist nicht grausam; diese letzte Handlung zeigt es — Du hast meine Wunde verbunden, Gott segne Dich dafür. So versage mir auch nicht — sondern erzähle mir — warum geschah diese That? O sprich!"

„Und Du weißt es nicht?"

„So wahr ich selig zu werden hoffe."

„Weib!" sagte Monaldi, sie mit Entsetzen abschüttelnd; „Du stehst eben jetzt vor dem Angesicht des Ewigen; wagst Du zu lügen?"

„Ich lüge nicht — der Himmel bewahre mich, ich lüge nicht."

„Entsetzlich! Und Du kennst Den vielleicht nicht einmal, den ich hier fand?"

„O, Gott ist mein Zeuge. Ich schlief, als er mich ergriff, und dies schien in demselben Augenblicke zu geschehen, in welchem Du eintratst."

„Und doch batest Du um Erbarmen —"

„Mein Schreck verwirrte mich, und ich hielt Euch Beide für Räuber."

„Kennst Du diese Schrift?" Er hielt ihr Fialto's Brief hin.

Rosalie nahm den Brief, sah nach der Unterschrift und schien einen Augenblick in krampfhafter Bewegung begriffen. Aber sie faßte sich schnell wieder und las ihn mit Festigkeit durch. Dann legte sie ihn ruhig neben sich und versuchte zu knieen, aber ihre Kräfte versagten, und sie konnte nur ihre Hände falten und zum Himmel erheben.

„Ich murre nicht," sagte sie — „ich murre nicht, o Vater, daß du diese That der Finsterniß gegen mich zugelassen hast; denn du bist allweise und bist allgütig. Und nicht für mich selbst rufe ich jetzt zu dir — du weißt, daß ich schuldlos bin — sondern für ihn, den ich verlasse. Schone ihn, erbarmungsvolles Wesen; rechne ihm diesen Stoß nicht an, denn schon bereut er ihn; und, o schone ihn in deiner

großen Gnade, wenn er meine Treue erkennen, wenn er zu spät finden wird, daß er die Liebe, die ich zu ihm hege, nur mit dir zu theilen hat — daß ich sie, in Hoffnung deiner Gnade, bis zum Götzendienst getrieben habe. O schone ihn, denn er wird deiner Erbarmung bedürfen."

Monaldi horchte, als sie sprach, gleich einem Trunkenen; er verlor kein Wort und sie fielen auf sein Herz wie brennende Pfeile. Denn so kommt Wahrheit, wenn sie zu spät kommt; sprachlos und unbeweglich stand er da, als wenn der Kampf der Überzeugung einen Zweifel mit sich gebracht, ob die Falschheit, an welche er geglaubt, nicht weniger unerträglich sei.

Rosalie wendete sich nun zu ihm und fuhr mit schwächerer, aber ungebrochener Stimme fort. „Monaldi, höre mich, denn die Hand des Todes liegt auf mir. Ich sterbe u n s c h u l d i g — unschuldig — außer darin, daß ich Dich zu sehr liebte. Deine That — das ist mein letztes Gebet — möge Gott Dir vergeben, wie ich sie Dir vergebe. Du bist gewaltig versucht worden, denn der scheinbare Beweis meiner Schuld konnte nicht stärker sein. Warum dies so getrieben worden, das kann Dir allein der Prüfer aller Herzen sagen; denn ich weiß von keinem Feind, den wir hätten. Und doch ist es gewiß, daß Du, oder daß ich einen haben müsse, und zwar einen Todfeind."

„Nein," sagte Monaldi in einem angstvollen Ton, „nie konnte ein leichtsinniges Weib so sprechen!"

„Jetzt, o jetzt," sagte Rosalie, „sterbe ich in Frieden; Du glaubst mir."

„Ich glaube Dir," rief er, sie an seinen Busen ziehend, „von ganzem Herzen. O Rosalie, mein Weib —" aber er konnte nicht weiter; denn obwol seine Augen trocken waren, erdrückte doch ein krampfhaftes Schluchzen seine Stimme.

„Nein, mein Gatte, nimm Dir es nicht so zu Herzen. Denke an meine Hoffnungen — an meine selige Erhebung. O nein — der Tod hat keinen Stachel für einen Christen."

„Tod!" schrie Monaldi aufspringend; „Tod!" Das Wort schien, sobald er es vernahm, sein Hirn zu zersprengen und seine Gedanken verwirrten sich. Fürchterliche Vorstellungen stiegen auf und ein verwirrtes Bild des Vergangenen schoß vorüber und mischte sich mit der Gegenwart.

Rosalie fühlte nun ihre Kraft fast versiechen; aber ihr Herz hing noch immer an ihrem Gatten und sie bat ihn, sie in seinen Armen sterben zu lassen. Er antwortete nicht; sie rief wiederholt seinen Namen, — aber er sprach in die Luft.

„Tod! Tod! sagtest Du? Nein, sie lebt. Aber was ist hier? Diese verfluchten Hände — diese, Rosalie, siehe das Herz, das sie Dir ausrissen. Roth,

roth — es schlägt; sieh, sieh, wie es sich hebt! Nein, Du darfst nicht fort — sprich mit mir — ha, sie ist fort! jetzt, jetzt hab' ich dich wieder."

„Sein Verstand ist abwesend!"

„Ha! es spricht — sonderbar! sonderbar!"

„Rettet ihn, o rettet ihn!" schrie Rosalie. Sie konnte nichts hinzufügen; ihr Haupt sank auf ihre Schulter und ihre Augen schlossen sich.

„Wer brachte ihn her!" sagte Monaldi vor ihrem Körper zurückschaudernd; „er ist kalt. Sie sollen begraben werden, obschon es auch Fialto's Gebeine sind, sie sollen nicht auf dem Boden liegen. Landi, wie, sind Sie hier? O, Du bist's, Rosalie — Du erstachst ihn! Gut! — ha! ha! sehr gut! Wie er blutet! Blut? Blut? Gieb mir Deine Hand! Nein, sie ist auch blutig. Aber höre? Diese blutigen Dolche — hörst Du sie nicht? sieh, da sind tausend. Ungeheuer! sie fechten in der Luft — sie folgen uns! O rettet sie, rettet sie!" schrie er mit gellender Stimme und stürzte aus dem Schlafgemach.

Vierzehntes Kapitel.

Fialto war seit einer Stunde zu Hause und unschlüssig, ob er zu Maldura gehen oder den Morgen erwarten solle, als Antonio bleich und athemlos in sein Zimmer taumelte.

„Was gibt's?" sagte der Graf, durch sein Aussehen etwas erschreckt. „Was führt Dich her? Sprich, Bursche — warum siehst Du aus, wie aus der Erde gegraben?"

„Sie ist todt!" sagte Antonio.

„Wer ist todt?"

„Sie, meine Gebieterin."

Trotz seiner Härte fühlte Fialto einen Stich durch's Herz. „Armes Ding," sagte er nach einer kurzen Pause. „Das ist mehr, als mein Vertrag mir auferlegte. Aber wie ging es zu, Antonio?"

„Das ist mehr, als ich weiß," erwiderte Antonio. „Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich ungefähr um ein Uhr, gerade als ich eingeschlafen war, durch

einen gellenden Schrei — ein Schrei, wie ich ihn noch niemals gehört habe — aufgeweckt wurde. Es fiel mir nicht von weitem ein, was er bedeuten möge, denn ich war so bestürzt, daß ich Ihren Anschlag und was dessen wahrscheinliche Folge sein könne, ganz vergessen hatte. So sprang ich aus dem Bette und rannte nach der Treppe. Heiliger Franciskus, wie sah er aus!"

„Wer?"

„Mein Herr — sein Gesicht und seine Hände voll Blut und seine Augen so wild — die große Lampe brannte im Corridor, und ich sah ihn gerade darunter vorbeistürzen."

„Komm, laß das bekreuzen Deiner Eidechsen-Leber," sagte Fialto, „und erzähle weiter."

„Ich habe Alles erzählt," sagte Antonio. „Er war fort, ehe ich den Corridor erreichen konnte."

„Schöps! Deine Gebieterin — woher weißt Du denn, daß sie todt ist?"

„Die übrige Dienerschaft hatte derselbe Schrei aus dem Bette gejagt; wir gingen zusammen in ihre Kammer. Sie lag auf dem Boden und —"

„Genug," sagte der Graf; „ich habe jetzt andere Geschäfte für Dich."

„Ich hoffe," sagte Antonio stotternd, „ich hoffe, es ist kein ähnliches —"

Ein Blick Fialto's ließ ihn nicht ausreden. „Ich

muß noch in dieser Nacht fort," sagte er, „und brauche Pferde; sorge dafür, daß sie in einer Stunde bereit stehen. Unterdessen will ich Maldura sprechen. Hörst Du? in einer Stunde."

„Seine Hände voll Blut!" sagte Fialto, nachdem Antonio ihn verlassen hatte. „Dann hat er es gethan. Hätte ich doch nicht gedacht, daß der Maler so ein Teufelskerl wäre. Maldura sagte, er sei ganz Milch, daß er scheiden und sich abhärmen, aber nie wagen werde Blut zu vergießen. Wäre er ein Geck gewesen, so möchte es so gekommen sein; aber auf diese zarten Gemüther kann man nicht bauen, wenn ein Funke Genie darin ist; sie sind wie ruhige Wasser über Vulkanen. Du bist ein kostbarer Höllenhund, Maldura! Ich hätte es voraussehen können, denn ich habe solche Menschen gekannt — aber ich habe es nicht gethan. Nun, es ist geschehen; und mag's drum sein — damit ist die Sache zu Ende."

Funfzehntes Kapitel.

Es gibt Menschen, welche eine angedrohte Beraubung Tage lang erwarten und selbst die Stunden bis zu der Ausführung derselben zählen können, ohne dadurch sehr beunruhigt zu werden, nicht sowol weil es ihnen an Gefühl fehlte, sondern in Folge eines angebornen Widerstrebens, irgend einem bevorstehenden Übel im Voraus irgend eine bestimmte Form zugestehen zu wollen. Sie wissen, daß es kommen werde, allein es existirt für sie blos dem Namen nach, so lange sie im Besitz der Gegenwart sind. Aber es gibt einen Augenblick, wo, man möchte sagen, Gegenwart und Zukunft zusammenstoßen und wie die Mischung von Licht und Dunkelheit eine Art Dämmerungsbild von beiden erzeugen; dies ist der Fall in der letzten gezählten Stunde. Wie vom Kummer, so gilt dies von der Schuld, und so erging es Maldura. Während seine Rache reifte, bewachte er deren Fortgang mit finsterer Ruhe; aber jetzt, wo die Frucht

des Todes reifte und er sie an der letzten Faser hangen sah, um bei dem Hauch des nächsten Augenblicks in seine Hand zu fallen, schauderte er unwillkürlich in angstvoller Ahnung ihrer Bitterkeit zurück.

Er hatte sich zur gewohnten Stunde schlafen gelegt. Aber vergeblich hatte er die Augen geschlossen und seine Glieder in eine bequeme Lage gebracht; er konnte nicht schlafen; die Fluth seiner Gedanken war nicht aufzuhalten, noch vermochte er ihnen einen andern, als den beunruhigenden Lauf, den sie einmal genommen hatten, anzuweisen; ununterbrochen stürzte sie daher seinem Willen zum Trotz, bis er erschöpft und toll über diese fruchtlosen Bemühungen aus dem Bette sprang. Er kleidete sich an, nahm ein Buch und fing an laut zu lesen; aber die Laute, die er ausstieß, schlugen ohne Sinn an sein Hirn. Endlich schlug die Glocke eins — halb zwei — zwei. „Es ist vorbei!“ sagte er, das Buch wegwerfend. „Narr! quäle Dich nicht länger, das Geschehene zu widerrufen. Psch! Dieser Schauder ist mechanisch — der feige Körper. Nun, dagegen gibt's ein Mittel!“ fuhr er fort und ergriff einen Becher mit Wein. „Ja, die Seele ist noch immer fest, wie sie bei einem Siege sein soll. Ja, ein Sieg; denn Rache — was ist sie? Eine bloße Speculation? Eine Laune des Gemüths, die mit einem wachenden Traum beginnt und, wie sie begann, endet — in Nichts? Hat sie keine Beziehung

zu Zeit, Raum und Gegenstand? Und kann etwas Unwirkliches eine solche Beziehung festhalten? Nein. Folglich ist sie etwas Wirkliches; und ist sie das, kann sie aus Nichts entstehen? Nein; sie ist die Folge von Etwas. Und was ist dieses Etwas? — Beleidigung! Mögen sich daher die Monaldi's selbst den Vorwurf machen. Wenn sie die Ursache meiner Rache wissen wollen, so mögen sie sich erinnern, daß sie mich abwies — daß er mich ausstach. Still! kein Wort mehr davon."

Noch war Maldura beschäftigt, mit dergleichen elenden Sophismen sein Gewissen zu beschwichtigen, als Fialto eintrat.

„O, erschrick nur nicht," sagte der Graf, als Maldura zurücktrat, um ihn herein zu lassen; „es ist Dein guter Genius — der beste, ich will darauf schwören, in Deinem ganzen Kalender voll Teufel. Was, stumm? Keinen Gruß für Deinen getreuen Abaddon — Deinen Bevollmächtigten bei den höllischen Mächten? Wie, Mensch? Du machst ja ein Gesicht, gerade als wenn ich geraden Wegs von dort käme und einen unanständigen Dunstkreis mit mir gebracht hätte?"

„Sie dürfen nach Belieben von sich selbst sprechen, Graf," bemerkte Maldura.

„Und hoffentlich auch von Dir."

„Sie kommen wahrscheinlich, um mir zu erzählen, daß die Sache vorbei ist.“

„Vorher ein Wort,“ sagte Fialto. „Ich denke, Maldura, Sie sind ein Mann von Ehre.“

„Wie kommen Sie zu dieser Frage, Herr?“

„Weil es sich oft ereignet, daß wenn ein Anfänger in Lucifer's Schule tritt, er es der Ordnung gemäß hält, mit den geringsten Dingen anzufangen — wie Lügen, Wortbruch, Betrug u. s. w.“

„Fialto,“ unterbrach ihn Maldura mit Ungestüm, „wenn ich glauben müßte, Sie unterständen sich, mich in Verdacht zu haben —“

„Nicht so heiß, Mann. Ich habe niemand in Verdacht. Ich wünsche nur sicher zu wissen, wo ich bleibe.“

„Gut, und nun, mein Herr, was ist Ihr Anliegen?“

„Nichts, als zu erfahren, ob Sie gesonnen sind, ihren Vertrag zu halten.“

„Wagen Sie daran zu zweifeln?“

„Sie wissen, ich wage mancherlei. Aber Sie haben recht gesagt, und ich setze keinen Zweifel in Sie. Jetzt zum Geschäft. Die Wechsel auf ihren Banquier zu Bologna sind wahrscheinlich bereits unterzeichnet?“

„Hier, mein Herr; sehen Sie sie durch.“

„Alles richtig. Allein noch fehlen fünfhundert

Zechinen in Gold für die gegenwärtigen Auslagen. Ah, sie sind in dieser Rolle. Alles richtig."

„Bis auf den Heller," sagte Maldura.

„Ich hege nicht den geringsten Zweifel," sagte der Graf, indem er das Gold und die Wechsel einstrich. „Und damit endet meine Bevollmächtigung; denn das Spiel ist aus und der Sündensold ist verdient."

Obschon Maldura dies vorausgesetzt und sich für vorbereitet gehalten hatte, bedurfte er doch seines ganzen Stolzes, das betäubende Entsetzen zu verbergen, das sich jetzt seiner bemächtigte. „Es ist also vorbei," sagte er mit schwacher Stimme; „gut —" aber er vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Ha, er wird zaghaft!" sagte Fialto zu sich selbst. „Das ist gut; jetzt soll es ihn bis in's Zwergfell erschüttern, daß er mich zu diesem verfluchten Geschäft verwendet hat. Aber was ist das, mein kühner Gebieter — Sie scheinen sich nicht darüber zu freuen?"

„Sie kennen mich nicht," entgegnete Maldura sich zum Lachen zwingend; aber der Ton blieb ihm in der Kehle stecken.

„Ei, das war ein fröhliches Lachen, aber ein bischen zu trocken. Ihr solltet trinken, Mann; Freude ist von Natur durstig — zumal die von der düsteren Art. Hier, thut mir nun in einem vollem Glase Bescheid auf den schwarzen Ritter der Rache."

„Sie ist süß," sagte Maldura, nachdem er das

Glas geleert und eine trotzige Miene angenommen hatte.

„Was?"

„Rache!"

„O köstlich, ohne Zweifel. Aber ich habe Ihnen noch nicht Alles umständlich erzählt."

„Ei was, ich frage jetzt danach nicht; es ist genug, daß die Sache vorüber ist."

„Wie es beliebt. Allein einen Umstand muß ich doch berühren. Es war, wenn mir recht ist, eine Anhangs-Clausel, eine Art von Codicill an unserm Contract — daß, wenn Ihre Freunde sich trennten, der Lohn verdoppelt werden solle. War es nicht so?"

„Ja, so war es; aber Sie können darauf nicht schon jetzt einen Anspruch machen."

„Wenn ich es nun doch könnte? Erinnern Sie sich, Sie sind ein Mann von Ehre."

„Sie sollen sehen, daß ich das nicht vergessen habe," antwortete Maldura, einen anderen Wechsel vorzeigend.

„Er gehört also mir," sagte Fialto, ihn ergreifend.

„Unmöglich!"

„Dann sind Unmöglichkeiten möglich geworden."

„Graf Fialto," sagte Maldura, sich aufrichtend, „Sie scheinen Scherz mit mir treiben zu wollen."

„Im ehrbarsten Ernst," erwiderte Fialto nach-

lässig. „Sie trennten sich wirklich Punkt ein Uhr; heißt das, wenn Antonio's Uhr richtig geht."

„Trennten sich! und Sie wissen es schon?"

„Ganz genau; und was noch besser ist, sie trennten sich so, daß alle Priester in der Christenheit sie nicht wieder vereinigen können."

„Wie! was meinen Sie damit?"

„Das Weib ist todt — das ist Alles."

„Todt!"

„Ja, so todt wie die heilige Rosalie selbst. Herrlich! nicht? Was, stumm vor Freude? Ich dachte mir's wohl und hob es auf als Leckerbissen, der seinen Wohlgeschmack dem Herzen selbst mittheilen sollte. Aber das ist noch nicht Alles — das Beste kommt noch; sie wurde ermordet — ermordet noch dazu von ihrem milchigen Ehemann."

Maldura taumelte und sank in seinen Sitz zurück.

„Ha!" fuhr Fialto fort, mit gehobener Stimme einen Schritt näher tretend, „warum lachen — jauchzen Sie nicht! Lustig! gejauchzt und getanzt! Io Triumph gesungen, Mann! Denn was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden, ja, geschehen und verlautbaret und eingezeichnet dazu in diesem Augenblicke in allen höllischen Zeitungen."

„Ungeheuer!" rief Maldura aus und wich von ihm zurück.

„Wen von uns meinst Du?"

„Weich' von mir, Teufel! — verflucht sei die Stunde, die uns zusammenführte."

„Was, he! Denkst Du den Teufel herauf beschwören und erwarten zu können, daß er sein Werk halb vollendet lasse? Ich dachte, Du seiest besser mit ihm bekannt; denn Niemand ist mir noch vorgekommen, der seinem Herrn Vetter in Worten und Mienen so geglichen hätte. Wunderbar! Wie, Du hättest über diesen kostbaren Plan wie ein dunkler Höllenvogel über einem Alraunen-Ei gebrütet, und nun, wo das Ding ausgebrütet ist, erschrickst Du und wendest Dich feige von Deiner eignen Brut weg?

„Packe Dich, Schurke!" schrie Maldura, indem er aufsprang und einen Schritt vortrat.

„Gemach, mein würdiger Genosse," sagte der Graf. „Teufel, sooft es Dir gefällt; allein meine Ehre verschmerzt keinen gemeinen Zunamen von einem Sterblichen."

„So weiche von mir, Teufel! und strafe mich nicht länger mit Deiner verhaßten Gegenwart."

„Verhaßten? Was, verhaßt einem Maldura?" sagte der Graf hohnlächelnd. „Dann wäre ich über ihm. Bei meinem Leben, das hieße annehmen, daß ich in der Sünde eine Höhe erreicht hätte, zu der ich nie aufzublicken gewagt habe. Allein Du bist gegen Dich selbst ungerecht. Warum? Ich bin nur ein irdenes Gefäß — ein bloßer Behälter von Gelüsten;

und, so schlimm sie sein mögen, so sind sie doch menschlich; mit andern Worten, ich bin ein Mann — schlecht, wenn Du willst, aber zu grob, zu stoffartig, um danach genannt zu werden — Wie soll ich Dich nennen? Die wahre Empfindung, die Idee, die leidenschaftslose Wesenheit der Sünde. Wenn ich Andere beraube, übertrage ich lediglich etwas von ihren Bedürfnissen auf meine eignen; wenn ich betrüge, so geschieht es nur eines unabweislichen Vortheils wegen; und wenn ich einreiße, so thue ich es einzig und allein, um für mich wieder aufzubauen; es geht also nichts verloren. Kurz, mein äußerstes Ziel ist blos der Zeit vorzugreifen und dann und wann vielleicht dem Glück in seinen ewigen Wandelungen zuvorzukommen. Aber Du — Du bist darüber hinaus, Vortheil von einer Handlung zu ziehen; denn Du beraubst blos um des Vergnügens der Beraubung willen — zerstörest aus Lust an Zerstörung; mit einem Worte, Deine Sünden haben ihr Ziel im Nichts, und verschwinden, gleich Abstractionen, in dem dunkeln, freudelosen Abgrund Deiner Seele."

Maldura entblößte zitternd vor Wuth seinen Dolch — aber Schuld hatte ihn feig gemacht; einen Augenblick stand er unentschlossen da; dann entfiel die Waffe seiner Hand.

„Ich wollte, ich könnte Dich bemitleiden," sagte Fialto, der die Bewegung beobachtete und sein Auge

auf den Dolch heftete; „aber — vergebens! meiner Seele ekelt vor einem Feigling.“

„Meuchelmörder! Räuber,“ schrie Maldura, seinen Dolch wieder ergreifend und wüthend auf ihn zustürzend.

„Noch einen Schritt,“ sagte der Graf, ihm eine Pistole entgegen streckend, „und Dein Gehirn klebt an diesen Wänden!“

„Maldura wich einige Schritte zurück, ergriff einen Stuhl und schlug ihn mit grausenhaften Flüchen an der Wand in Stücken. „So! so! soll es Dir ergehen! Gedenke der Nonne!“

„Willst Du drohen?“ entgegnete Fialto, auf ihn eindringend; plötzlich aber blieb er stehen und fügte hinzu: „Nein, ich will mein Leben nicht auf's Spiel setzen, indem ich das Deine an diesem Orte nehme. Überdem ist Deine Drohung zu ohnmächtig, um Anspruch auf Überlegung zu haben; mein Geheimniß ist sicher genug in Deiner feigen Verwahrung. Die Nonne bedarf keines besseren Wächters als des Geistes Rosaliens, sie sind jetzt verbündet; wohlan, rufe den einen auf und Du erweckest den andern — wenn Du es wagst. Ha, erschreckt Dich der Name Rosalie? Wie willst Du ihn bestehen, wenn ganz Rom ihn mit dem Deinen — dem Namen ihres Vernichters paaren wird? Weil Du dies bist und ohne einen Nutzen für Dich, deshalb hasse ich Dich. Was mei-

nen Antheil an dem Geschäft betrifft — ich handelte wegen meines Bedürfnisses und unter Dir, Du Versucher aller Versucher! So wird die Welt keinen Fluch meinetwegen verschwenden. Aber was versuchte Dich? O, ich vergaß — Du bist ein Dichter. Wohlan, Du hast das Ideal der Sünde erreicht und ich wünsche Dir Glück zu Deinem blutigen Kranz."

„Weiche von mir, oder erdolche mich, unbarmherziger Hund!" schrie Maldura mit rauher und klangloser Stimme.

„Dein Wunsch soll Dir gewährt werden," sagte Fialto, indem er sich verächtlich zur Thüre wendete. „Aber ich gebe Dir den Rath, Maldura, entferne Dich nicht weit von Rom. Sollten wir uns noch einmal bei Radicoffani treffen, so möchte mein Stilet vielleicht wenigstens einmal der Welt einen Dienst erweisen." Mit diesen Worten verließ er das Haus und einige Augenblicke später zeigte das Klappern der Hufe seine Abreise an.

Sobald Maldura diese Töne hörte, war es ihm, als ob ein Feind weniger in seinem Herzen wühle; aber die Erleichterung war vorübergehend, denn in der nächsten Minute schlug deren Echo an sein Hirn, riß ihn rückwärts zu dem ersten Zusammentreffen mit Fialto — dann vom Wort zum Gedanken — vom Gedanken zum Wort, zum Anschlag, zur Handlung — durch den ganzen grausenhaften Schlangenlauf zu

der gegenwärtigen Hölle. Seine Seelenangst wurde nun erschütternd und mit einem Griff an seinen Hals schien er den Gedanken ausdrücken zu wollen, daß er eine Welt um einen Seufzer geben möchte; allein selbst dieser war ihm versagt und er fiel lautlos zu Boden.

So endigte dieser Sünden-Vertrag. Er konnte nicht anderes enden; denn im Bösen ist kein Mitgefühl; seine natürliche Folge ist Haß. Dennoch hassen sich die Bösen nicht; und zwar nur in Folge jener instinktmäßigen Spitzfindigkeit, womit der Verstand immer bereitwillig ist, das von sich abzuwehren, was ihm Unruhe verursacht. Allein die Täuschung ist auf sie beschränkt; für die Laster Anderer haben sie so helle Augen, daß selbst die unbedeutendsten Entstellungen ihnen nicht entgehen können. Gewiß, Sünde ist mir ein anderer Name für sittliche Verstimmung, ihr Gesetz ist Verkehrung und ihre endliche Folge ist, daß sie die Seele in undurchdringliche Einsamkeit einschließt.

Sechzehntes Kapitel.

Als Antonio mit der übrigen Dienerschaft das Gemach seiner Gebieterin betrat und sie in Blut schwimmen und anscheinend leblos auf den Boden gestreckt sah, regte sich sein Gewissen zu sehr über den Antheil, den er an der Herbeiführung dieser Katastrophe genommen, um zweimal hinsehen zu mögen. Überzeugt, daß sie todt sei, benutzte er die allgemeine Verwirrung, um sich heimlich zu entfernen und seinen Anstifter in Kenntniß zu setzen. Die Bestürzung der übrigen Dienerschaft kann man sich leicht vorstellen; aber glücklicher Weise war unter ihnen ein alter Hausverwalter, der, als der vermeintliche Leichnam aufgenommen wurde, noch Wärme in ihm wahrnahm und so viel Besinnung behalten hatte, um nach einem Wundarzt zu senden. Mittlerweile wurde Rosalie in ein warmes Bett gelegt und die in solchen Fällen gewöhnlichen Wiederbelebungsmittel angewendet. Wirklich hatte sie schon Lebenssymptome gezeigt, als der

Wundarzt hinzukam. „Eine Minute später," sagte er, „und ich wäre zu spät gekommen." Er untersuchte nun die Wunde und Rosalie öffnete mit einem tiefen Seufzer die Augen. Nach beendigter Untersuchung erklärte der Wundarzt die Verletzung für nicht tödtlich; allein da sie einen großen Blutverlust erlitten hatte, so bemerkte er, daß nur die Beseitigung auch der geringsten Aufregung sie retten könne. Er befahl hierauf das Zimmer zu reinigen, unter keiner Bedingung ihr zu gestatten, zu sprechen. Diese letztere Anordnung wurde durch einige erfolglose Versuche veranlaßt, die sie machte, nach ihrem Gatten zu fragen. Der Wundarzt, der das Wort Gatte auffing und es mit gewissen Vermuthungen, die man ihm über Monaldi's Beziehung zu der Sache mitgetheilt hatte, in Zusammenhang brachte, fügte hinzu, daß er ihr auf's Angelegentlichste empfehlen müsse, Niemanden zu sehen, — „auch selbst nicht ihren Gatten." Rosalie antwortete mit einem forschenden Blick, allein da der Wundarzt bemerkte, daß ihr Leben von ihrer Folgsamkeit abhinge, so mußte sie sich dabei beruhigen. Aus demselben Grunde wurde das Verbot auch auf den Vater ausgedehnt. Nur mit Mühe war Landi zu bewegen, darauf zu verzichten, seine Tochter zu sehen; allein der Arzt blieb fest und so war er gezwungen zu gehorchen. Es war ein Glück für Rosalien, daß die Abwesenheit ihres Gatten ihr auf diese Weise vor-

enthalten wurde. Monaldi war verschwunden und Niemand wußte, wohin er gegangen sei; da sie die wenigen unzusammenhängenden Worte, die er kurz vor ihrer Ohnmacht ausgestoßen, entweder vergessen hatte, oder lediglich als die Folge einer heftigen Aufregung betrachtete, so konnte man auf seine Geistesverwirrung nicht schließen.

Wir verließen Maldura in einem Zustande des Elends, das nur der Schuldige oder der, welchem ein heiliger Abscheu vor der Sünde dessen schreckliche Natur enthüllt, begreifen kann. Vergeblich rief er die Casuistik zu Hülfe, die ihm bis jetzt bei seinen Betrachtungen über das Verbrechen beigestanden hatte. Sie kam, wie sonst und mit mächtiger Stimme, aber sie glich dem Winde, der gegen Felsen tobt; denn jetzt hatte er es nicht mit Hypothesen, sondern mit einer begründeten Wirklichkeit zu thun, welche die Gegenwart verdunkelte und ihre langen Schatten über die Zukunft warf. Vor der Erfüllung seiner Pläne hatte ihm sein Leben eine Bürde geschienen, und er würde den Tod als einen Erlöser aus der Noth bewillkommnet haben; allein jetzt, obwol die Last schwerer und bittrer war, erfüllte ihn der Gedanke an den Tod mit Angst und er schreckte vor ihm zurück, wie der Wanderer vor dem Abgrunde, dessen Rand sein Fuß im Finstern fühlt, dessen Tiefe aber weder sein Auge noch seine Einbildungskraft zu ermessen vermag.

So macht das Bewußtsein der Schuld oftmals die stolzeste Weisheit zu Schande. Der Atheist mag speculiren und fortspeculiren, bis er zur Gewißheit der Vernichtung gelangt; er mag dann zum Leben zurückkehren und den Unterschied zwischen gut und böse hinwegklügeln; er mag selbst weitergehen und sich die Begehung der gräßlichsten Thaten in der Einbildung aufladen, und immer noch wird er sein Brod mit Behagen essen und gesund in seinem Bette schlafen; denn seine Sünden ermangeln noch der Wirklichkeit und kamen nicht zur thatsächlichen Erscheinung, um Spuren im Gedächtniß zurückzulassen, und alle zukünftige Vergeltung wird ihm wie etwas vorkommen, mit dem er in keinem Falle etwas zu thun haben kann. — Aber laßt ihn nur einmal seine Theorie verwirklichen — laßt sein Verbrechen offenbar werden — augenblicklich fühlt er dessen glühenden Eindruck auf seine Seele. Dann wird es klar, daß das, was jenseit des Grabes sich ereignen mag, nicht gleichgültig sei; und hätte auch seine Vernunft ihm scheinbar bewiesen, daß der Tod das Ende aller Dinge sei, so stieß er doch jetzt auf die Frage, was seine Vernunft von dem Tod wisse? Jetzt — und das ist das Letzte — schwillt das Wörtchen wenn zum Ungethüm auf, stellt sich vor die Ausgangspforte seiner Theorien wie ein unbarmherziger Riese, und schickt sich an, seine sämmtlichen Schlüsse zu zertrümmern.

Aber Maldura's Leiden sollten jetzt einen Aufschub erleiden, denn die Nachricht von Rosaliens Genesung erreichte ihn endlich. Diese unerwartete Neuigkeit erzeugte eine Freude in ihm, die kaum größer gewesen sein könnte, wäre er selbst unverhofft von einem schmachvollen Tod begnadigt werden. Es war ihm zu Muthe, als tauche er aus der hoffnungslosen Dunkelheit eines Kerkers wieder zu dem lichten Tage und der frischen Himmelsluft auf; und obwol die Hoffnung, die ihn einst belebte, für immer verschwunden war, und er auf nichts zu rechnen hatte, so begann er doch sich einzubilden und selbst zu fühlen, ohne sich zu besinnen warum, daß seine frühere Lebensfreude jetzt zurückkehren werde. Aber es war nur eine kurze Gnadenfrist. Es war natürlich, daß die Erlösung von einem großen, obwol nur eingebildeten Übel ihn für kurze Zeit weniger empfindlich gegen kleinere, obwol wirkliche, machte; allein sie waren nur vergleichungsweise leicht, und kaum begann die Last des ersteren seiner Erinnerung zu entschwinden, so wurde der Druck der letzteren vernehmbarer, bis sie endlich trotz aller Anstrengung zu widerstehen, die Gegenstände seiner täglichen und stündlichen Betrachtung wurden.

Der trübste darunter, und zugleich der, welcher durch die Zeit eher anwuchs, statt sich zu vermindern, war die Vernichtung des Friedens und vielleicht des Lebens Monaldi's; denn seit der unglückseligen Nacht

hatte man nie von Monaldi etwas gehört und es blieb völlig ungewiß, wohin er gegangen und was aus ihm geworden sei.

So lange Maldura sich beleidigt und das Opfer der Ungerechtigkeit der Welt zu sein wähnte, überließ er sich einem finsteren Trotz und schloß sich entweder in seiner Wohnung ein, oder brütete im Dunkeln unter einsamen Ruinen. Allein jetzt, wo seine Leiden durch seine eignen Verbrechen herbeigeführt waren, gestalteten sich die Folgen völlig verschieden. Er wurde unruhig, verließ seine frühern Schlupfwinkel, mischte sich in das Getreibe der Welt, besuchte alle öffentliche Vergnügungsorte, gab Gesellschaften und knüpfte neue Bekanntschaften an. Bald ihrer müde, veränderte er seine Wohnung und sammelte neue gesellige Kreise um sich. Aber auch hier blieb er nicht lange, und so trieb er es fort, bis alle Quellen der Zerstreuung erschöpft waren. Nun zog er von einer großen Stadt zur andern, von einem Landsitze zum andern, wanderte und reiste Tag und Nacht und suchte und haschte nach jedem noch so unbedeutenden Gegenstand, um wo möglich seine Gedanken von sich selbst abzuziehen. Dies ist die letzte Bestrebung der Schuld; denn das Neue ist, so lange es erstrebt wird, der Stellvertreter der Welt für Hoffnung; wenn es erreicht ist, das Betäubungsmittel der Gewissensbisse — Betäubungsmittel freilich nur für

einen Augenblick — aber für diesen Augenblick arbeitet der Schuldige angestrengter und verzweifelter, als in den Tagen der Unschuld für die Verheißung des Himmels.

Eines Tages, als Maldura von einem solchen, mit einer Gesellschaft zum Vergnügen angestellten Ausflug nach Neapel zurückkehrte, ward er von seinen Beglei=tern durch einen nicht ungewöhnlichen Zufall getrennt.

Der Tag hatte schwül begonnen, ging aber jetzt, nach einem erfrischenden Regenschauer, mit einer jener köstlichen Stimmungen der Atmosphäre zu Ende, die man blos in den südlichen Himmelsstrichen kennt; so süß! so glänzend! — als hätte die gewöhnliche Luft auf einmal den feuchten Seufzern benachbarter Oran=genhaine und den damit gemischten Hauch liebeath=mender Blumen Platz gemacht — als wenn die träu=fenden Bäume und Felder thatsächlich mit flüssigen Gold von der Sonne überflossen worden wären; wo dann das Summen der Insecten, das Zwitschern der Vögel und das unaufhörliche Schießen unzähliger Ei=dechsen, Auge und Ohr so mit Ton und Bewegung füllen, als ob Luft und Land von Lebensfülle über=sprudelten! Eine solche Scene war nicht für Maldura. Seinem Pferde vertrauend, daß es der Spur seiner Gefährten folgen werde, hatte er seine Augen ge=schlossen, als auf dem Kamme eines Hügels ein all=gemeiner Ausruf der Gesellschaft ihn aufzuschauen nö=

thigte. „Prachtvoll! Herrlich!" rief bald der Eine, bald der Andere. Es war die Bai von Neapel, eine Ansicht, die nicht mit Worten zu malen ist — selbst wenn man ihre Wässer einem Meere von Saphir, ihre Berge Amethysten und die sie umgürtende Stadt einer Binde von Schnee vergleichen wollte; nur ihre Farben würden damit bezeichnet sein, nicht aber die Harmonie der Linien, noch das Licht und der Schatten, noch die blendende Ausdehnung — und nie die lebhafte, bewußte Freude, womit sie ihre lauten Lobgesänge aufwärts in die unermeßlichen Höhen zu senden schienen. Es ist eine Sprache in der Natur, die dem Herzen immer vernehmbar ist — gegen die es sich nicht verhärten kann — eine Sprache für dessen Wohl und Wehe, wie das Herz eben gestimmt sein möge. Maldura vernahm sie jetzt — sie dröhnte wie ein Donnerschlag in sein Ohr. Instinctmäßig wendete er sich von dem Anblick ab und schaute nach dem Vesuv. Aber auch von ihm wendete er sich erschrocken ab; denn dieser schreckliche Vesuv lächelte jetzt in Purpur gehüllt und bog seine Rauchsäulen niederwärts wie auf ein schimmerndes Ruhebett — heiter und friedlich von außen, aber ruhelos und gemartert von Feuer im Innern. Ein Seufzer wollte über seine Lippen, aber durch eine entschlossene Anstrengung gelang es ihm, ihn zu unterdrücken; aus Furcht sich länger der Beobachtung der Gesellschaft auszusetzen,

stieg er vom Pferde, und indem er sich den Anschein gab, als wolle er eine halbverloschene Inschrift am Wege entziffern, bat er die Gesellschaft weiter zu reiten.

Sobald Maldura seine Gefährten aus dem Gesicht verloren hatte, wollte er aufs Pferd steigen, allein der Sattelgurt zerriß. Durch diesen Zufall wurde er gezwungen, sich nach Hülfe umzusehen. Indem er in dieser Absicht auf ein Dörfchen etwas seitwärts von der Straße zuging, glaubte er zwischen den Bäumen etwas, wie das Dach einer Hütte zu entdecken, das über die Ruinen eines alten Grabmals herausschaute. Als er nahete, gewahrte er, daß es das Dach einer halbverfallenen Hütte sei; da sie indessen möglicher Weise der Aufenthaltsort eines herumziehenden Schweinhirten sein konnte, band er sein Pferd an den Ast eines wilden Feigenbaumes an, der aus einer Spalte der Ruine emporgewachsen war, und ging um dieselbe herum. Als er an die andere Seite der Hütte gelangte, vernahm er ein dumpfes Murmeln, als ob in der Hütte gesprochen werde. Er blieb einen Augenblick stehen, zweifelhaft, ob es gerathen sei hineinzugehen; denn wie? wenn Räuber darin wären? der Kampf würde sehr ungleich sein! Jedenfalls hielt er es der Vorsicht gemäß erst zu recognosciren, möchten die Töne auch kommen, von wem sie wollten. Er fand eine Spalte in der Wand und sah hindurch;

aber er konnte nur einen dunklen Haufen wahrnehmen, der in einem Winkel lag, und etwas wie einen menschlichen Fuß, der darüber hinaus ragte. Überzeugt, daß er nichts zu fürchten habe, trat er ein. Bei näherer Ansicht fand er, daß der Haufen im Winkel, wie er vermuthet hatte, ein schlafender Mensch sei. „He! Bursche!“ rief er, ermuntere Dich! Ich bedarf Deines Beistandes.“ Mit einer trägen Bewegung wendete sich die Gestalt auf den Rücken, zog langsam den dunklen und zerfetzten Mantel, der ihren Kopf und Leib verhüllte, etwas über die Augen herunter und schien aufzuschauen. Maldura erblickte die aschgraue Stirn durch die langen buschigen Haare und bog sich vorwärts, um zu sehen, ob der Mensch wache; aber seine Augen waren so dunkel und eingesunken, daß er nur zwei glänzende Punkte gewahrte. „Komm, steh' auf, Bursche,“ sagte er ungeduldig, „Du mußt mir helfen.“ Der Mann machte eine Anstrengung aufzustehen und das Gewand fiel von seinem Gesicht. „Monaldi!“ rief Maldura und prallte entsetzt zurück. „Wer ruft mich?“ fragte der Andere. „Was willst Du? Ach, Du bist ein S p i r r o. Aber Du kommst zu spät — ich bin todt — ha! ha! Du kannst mich nicht mehr fassen!“

„Scheusal, Teufel der ich bin!“ stöhnte Maldura. „Er ist wahnsinnig — und ich — öffne, öffne dich Hölle, und verschlinge mich!“

„Fliehe, fliehe!“ rief der Wahnsinnige.

„Ich will, ich will!“ schrie Maldura, „und Dich von einem Ungeheuer befreien!“ Mit diesen Worten stürzte er aus der Hütte, stolperte über einen Stein und fiel zu Boden. Augenblicklich raffte er sich wieder auf — allein dieser Zufall gab ihm die Besinnung wieder. „Nein!“ sagte er, während ein Heer von Gedanken mit Blitzesschnelle durch sein Hirn ging. „Nein — ich will diesen quälenden Anblick ertragen — und wenn ich werden sollte, wie er — ich will ihn ertragen, und, wenn es möglich ist, ihn retten.“

Dieser Entschluß machte ihn augenblicklich ruhig; dennoch bedurfte er eine geraume Zeit, um hinreichenden Muth zur Rückkehr in die Hütte zu sammeln. Als er wieder eingetreten war, fand er Monaldi wieder bedeckt und anscheinend eingeschlafen. Als er aber den Mantel aufhob, fand er, daß er noch wache — aber so erschöpft von Krankheit oder Hunger, daß er sich nicht mehr bewegen konnte.

Als Maldura die Verwüstungen gewahrte, welche das Elend so reißend über seinen sonst so glücklichen Freund gebracht hatte, als er auf die bleichen Reste seines edlen Angesichts, die abgezehrten und eckigen Umrisse seiner sonst so anmuthigen Gestalt blickte, fühlte er, daß er alles seines Muthes bedürfe, um seinem Entschluß getreu zu bleiben.

„Entsetzlich!“ rief er, indem er sich mit gepreß-

tem Herzen wegwendete. „Aber jetzt ist keine Zeit — selbst nicht zu Gewissensbissen — hier kann er nicht liegen bleiben.“ Damit eilte er aus der Hütte, schwang sich auf das sattellose Pferd und jagte in das benachbarte Dorf.

Es war jetzt das erste Mal, daß Maldura, seit er Florenz verlassen, etwas wie ein Gefühl von Selbstzufriedenheit in seinem Herzen empfand; denn jetzt erzwang sich, seinen Gewissensbissen zum Trotz, das Bewußtsein, eine Pflicht zu erfüllen, Eingang in seine Brust; und so schwach es war — so schwach wie der matte Lichtstrahl, der seinen Weg durch Hunderte von Klaftern dicker Finsterniß zu dem halbgeblendeten Auge des zu den Bergwerken verdammten Unglücklichen macht — so schien es doch beinahe sein Herz mit Hoffnung zu erquicken.

Sobald Maldura in dem Posthause des Dorfes solche Anordnungen für Bequemlichkeit getroffen hatte, wie sie die Gelegenheit erlaubte, eilte er mit einigen Leuten zu der Hütte zurück und bald sah er seinen unglückseligen Freund behaglich untergebracht.

Sofort ward ein Bote nach einem Arzt gesendet, allein da er aus Neapel geholt werden mußte, ward es beinahe Mitternacht, ehe er ankam. Der augenscheinlich verhungerte Wahnsinnige hatte sich unterdessen aus mißverständlicher Nachsicht seiner Wärter mit Nahrungsmitteln vollstopfen dürfen. Er verfiel

dadurch in Schlafsucht, welcher Sticken und Krämpfe und endlich ein fürchterlicher Ausbruch von Wahnsinn folgte, in dessen höchster Wuth der Arzt eintrat.

Maldura's Angst war durch diese Vorgänge bis aufs Unerträgliche gesteigert worden; allein als der Arzt bemerkte, daß die unverständige Behandlung des Kranken wahrscheinlich die Ursache seines Anfalls von Raserei, und Hoffnung zu seiner Genesung vorhanden sei, fiel er besinnungslos zu Boden. Er hatte, wie wir gesehen haben, Elend und selbst beinahe Verzweifelung mit einem Grade von Festigkeit ertragen; allein der Übergang von der letztern zur Hoffnung, so schwach sie auch war, wirkte zu stark auf ihn. Bald war er jedoch wieder aus seiner Ohnmacht erwacht, allein der Arzt bemerkte, daß er zu sehr erschüttert sei, und gab ihm den Rath, ungesäumt sich zur Ruhe zu begeben.

„Nein!" sagte Maldura, — „ich muß bleiben, wo ich bin, obschon die Töne, die ich höre, mich wie Feuer vom Himmel verzehren!"

„Ach!" sagte die Wirthin, die beschäftigt war, seine Schläfe zu netzen, „er ist von dem Wahnsinn des Andern angesteckt."

„Nein, Weib," erwiderte Maldura mit einem gespensterhaftigen Lächeln, „der meine kommt von der Hölle."

„Mein Freund," sagte der Arzt, „das ist kein

Ort für Jemand in Ihrem Zustande — Sie müssen zu Bette gehen!“

„Betrachten sie ihn,“ fuhr Maldura sich nach Monaldi wendend fort, ohne auf den Sprecher zu achten — „betrachten sie diese menschlichen Trümmer.“

Der Wahnsinnige machte jetzt einen Versuch sich zu erheben, wurde aber in demselben Augenblicke inne, daß er gebunden sei. Er machte mit kindischer Ungeduld eine Anstrengung sich zu befreien, als derselbe aber erfolglos blieb, stieß er einen so gellenden und jammervollen Schrei aus, daß die Umstehenden unwillkürlich sich die Ohren zuhielten.

„Nein, hört es,“ sagte Maldura, der allein unbewegt aufhorchte, obgleich der Ton tiefer bei ihm gedrungen war; „hört es — das ist das Zerreißen eines gebrochenen Gemüths. — Doch gerade das — gerade ihn beneide ich — denn was ist sein Zustand gegen den meinen? — Nein, die Welt kann die Hölle nicht sehen, aus welcher mein Geist herabblickt — noch kennt sie die Sehnsucht, mit welcher er über den Schlund zwischen uns hinüberstrebt. Verlangt nicht, daß ich ihn verlasse, weil ihr besorgt, daß Leiden, wie die seinigen, mir schädlich werden möchten.“

So fiel der Stolz Maldura's, steinern und riesenhaft, wie er zu sein schien, vor der Stimme des Gewissens, gleich wie die Mauern Jerichos vor der Posaune Josua's.

Allein der Sieg des Gewissens war noch nicht vollständig. Obschon seine Vermessenheit gewichen war und er nicht länger dem Gefühl seines Verbrechens zu widerstreben suchte, so konnte er doch ein weltliches Schamgefühl bei dem Gedanken, daß er in den Augen Anderer verächtlich erscheine, nicht unterdrücken. Kaum hatte er daher diesen Ausbrüchen von Gewissenspein Luft gemacht und den Eindruck wahrgenommen, den sie auf die erstaunten Hörer hervorbrachten, als er auch wünschte, daß er in die Erde versinken möge.

„Armer Herr!“ sagte die Wirthin sich mit einer Mischung von Furcht und Mitleiden bekreuzend, — „er mag irgend eine schreckliche Sünde auf seinem Gewissen haben.“

„Stille, Weib!“ sagte Maldura, „geh', — verlaß das Zimmer.“

„Heiliger Gennaro, bewahr uns!“ murmelte die Wirthin. „Ich kann wenigstens ein gutes Gewissen mit herausnehmen — was mehr ist, als ich hier zurücklasse.“

Was auch der Arzt denken mochte, er war klug genug, es für sich zu behalten; dagegen drang er in Maldura, sich zur Ruhe zu begeben, da er ihn jedoch hartnäckig fand, überließ er den Patienten seiner Fürsorge und versprach den nächsten Tag bei guter Zeit zurückzukehren.

Dies war die erste Reue, der sich Maldura jemals hingegeben hatte. Und nie begegnete verzweiflungsvolle Zerknirschung einer größeren! Er stellte sich an den Fuß des Bettes, richtete seine Augen auf Monaldi und blieb so fast unbeweglich die ganze Nacht, und obschon jeder Ton und Blick ihn zu durchdringen schien, beharrte er doch zu stehen, zu horchen und hinzusehen, eine Stunde nach der andern, bis der unglückliche Wahnsinnige erschöpft vom Rasen und der Heftigkeit des Fiebers endlich in Schlaf versank.

Die Sonne stand schon hoch, als der Arzt zurückkehrte. „Ihr Freund," sagte er, sich zu Maldura wendend, „wird, wenn nicht Alles trügt, vernünftig erwachen; vielleicht nur, um zu erfahren, daß er sterben würde; doch da seine Genesung im Reiche der Möglichkeiten liegt, so wollen wir das Beste hoffen. Alles hängt von der Kraft seiner Constitution ab und davon, daß er in Ruhe gelassen werde."

Maldura versuchte zu sprechen — „mein lieber Herr," fuhr der Arzt fort, der seine Bewegung wahrnahm, „ich will nicht fragen, ob Sie die Genesung Ihres Freundes wünschen; allein wenn es der Fall ist, so müssen Sie nicht länger hier weilen. Die Krisis ist im Gange, und ich wage nicht, die Verantwortlichkeit für die Folgen zu übernehmen, falls Ihre Gegenwart, oder irgend eine andere Ursache

die geringste Aufregung bewirken sollte. „Es ist nicht um Ihret- sondern um seinetwillen —" „Nichts mehr," sagte Maldura, „ich will Ihnen folgen. Aber wenn —" „Sie sollen ihn morgen sehen," unterbrach ihn der Arzt.

Siebzehntes Kapitel.

Als Monaldi am nächsten Morgen erwachte, fand er sich im Besitz seiner Sinne; aber er war so schwach, daß seine Wärter dies blos aus der Veränderung seiner Gesichtszüge schließen konnten. Das Mitgefühl beschränkt sich in einem solchen Übergange nicht auf Verwandte und Freunde allein; denn es gibt kein Unglück, das allgemeinere Theilnahme erregte als Wahnsinn, und keine allgemeinere Freude, als die, welche die Wiederherstellung der Vernunft hervorruft. Obschon von Fremden umgeben, durfte Monaldi doch kaum die Augen öffnen und durch sie wie ein verständiges Wesen reden, als außer seinen eignen, kein Auge im Zimmer trocken blieb; und als er endlich sprach und fragte, wo er sei, wurde die Freude so laut, daß der Arzt alle Anwesenden hinaussenden mußte.

Dies ist nur ein Beleg zu den vielfachen Anomalien der menschlichen Natur; denn unter allen

Denen, deren menschliches Mitgefühl hier aufgeregt war, befand sich vielleicht kaum einer, der nicht unter andern Umständen leicht versucht gewesen wäre, den nämlichen Gegenstand seines gegenwärtigen Mitleids zu betrügen oder zu verläumden, oder zu verrathen.

Möge man nun dieses Gefühl tugendhaft nennen oder nicht, so kann man es doch nicht für einen Beweis von Güte gelten lassen. Nichts der Art verdient in der That diesen Namen, was sich nicht unter allen Umständen gleich bleibt; eine Unbescholtenheit, welche der Grundsatz allein sicher stellen kann. Der wahre Beweis derselben ist dann geführt, wenn sie selbst im Widerspruch mit unserem Interesse, über unser Ich den Sieg davon trägt. Und doch hat diese zufällige Tugend ihren Nutzen, ja sie scheint eine allgemeine Aussteuer von der Vorsehung zu sein, damit selbst der Böse nicht vermeiden könne, einen, wenn auch noch so geringen Beitrag zur menschlichen Glückseligkeit zu liefern; denn selbst der Eigensüchtigste muß in seinen Bestrebungen beschränkt sein und Tausende um sich herum finden, gegen die er gütig und mitleidig sein muß, ohne eine Berechnung der Vortheile anzustellen; die Welt würde sonst stillstehen, und die Masse der Menschen in gegenseitiger Eifersucht mitten in dem allgemeinen Austausch von Wohlthaten gefangen gehalten werden.

Als der Arzt erklärt hatte, daß Monaldi außer

Gefahr sei, und dieser sich so weit erholt hatte, daß er aufsitzen und ohne Schwierigkeit mit Andern reden konnte, faßte sich Maldura ein Herz und trat in das Zimmer.

„Sind Sie es, Doctor?“ sagte Monaldi, den das Helldunkel des Gemachs verhinderte deutlich zu sehen?

„Nein,“ erwiderte Maldura, „der Doctor ist in Neapel und wird vor morgen nicht zurückkehren.“

„Sollte ich diese Stimme nicht kennen?“ sagte Monaldi, sich vorwärts beugend, „und doch, es kann nicht sein. Wer ist es denn?“ Maldura trat jetzt näher. „Gesegneter Himmel! Maldura! — Aber sage — ist es wirklich mein Freund? oder täuscht mich dieses ungewisse Licht? —“

„Du bist nicht im Irrthum,“ sagte Maldura; „es ist derselbe, den Du einst — Es ist Maldura.

„Wahrhaftig, er ist es!“ sagte Monaldi, sobald seine Rührung ihm gestattete zu reden. „Mein liebster, mein frühester Freund! Aber wie kamst Du hieher? Doch ich darf nicht fragen, denn die Herzensgüte Maldura's würde mich überall ausgefunden haben.“

Maldura wendete sich weg, und bedeckte angstvoll sein Gesicht; denn er mußte jetzt den bitteren Kelch unverdienten Lobes leeren — eines Lobes, das

um so bitterer war, als es von dem arglosen Schlachtopfer seiner Verruchtheit kam.

„O, weine nicht,“ sagte Monaldi, der die Ursache seiner Bewegung nicht verstand. „Mag ich auch einen noch so traurigen Anblick gewähren — das ist ja Kleinigkeit; bin ich doch dem Tod entrissen — und noch mehr — habe ich doch meinen Verstand wieder. Weine also nicht, sei lieber froh und hilf mir, dem barmherzigen Wesen Dank sagen, das mich mit aller meiner Schuld doch erhalten hat.“

Maldura versuchte sich zu sammeln und drückte wiederholt die Hand seines Freundes. „Monaldi,“ sagte er, „ich möchte mit Dir beten, aber —“

„Du glaubst nicht?“ sagte Monaldi trauernd: „Ach, ich hatte gehofft, daß Deine früheren Meinungen mit der Eitelkeit der Jugend verschwinden würden.“

„Du mißverstehst mich,“ erwiderte Maldura, „ich wollte Deine Bitte nicht abschlagen, sondern nur einen kurzen Aufschub —“

„Aber warum?“ unterbrach Monaldi. Sind wir nicht Dank und Lob schuldig für offenbare Barmherzigkeit?“

„Weil Du bis jetzt das volle Maß dieser Barmherzigkeit nicht kennst.“

„Was meinst Du damit?“ rief Monaldi, sich rasch im Bette aufrichtend. Gibt es — kann es

etwas geben — ach! nein; die Welt hat jetzt nichts mehr für mich! Doch ich will nicht murren; denn das ist Barmherzigkeit — o, wie weit über mein Verdienst, daß mir vergönnt ist — obschon mit einem Leben voll Kummer, schon hier für diese verfluchte That zu büßen. Allein ich spreche vielleicht von etwas, was Dir ein Geheimniß ist." Maldura schwieg, denn er wußte nicht, was er erwidern sollte. „Es muß so sein," fuhr Monaldi fort, „sonst würdest Du nicht hier sein."

„Nicht doch," antwortete Maldura.

„Du weißt es also?"

„Nur zu gut."

„Und doch, weil er Dein Freund — kommst Du einen Mörder zu trösten. Du selbst so rein und doch so mitleidsvoll gegen Schuld! Es gibt nur einen Maldura! —"

Maldura konnte nur mit einem Seufzer antworten. „Ach wäre doch," dachte er, „nie einer gewesen!"

„Aber nein," fügte Monaldi hinzu, „ich bin ungerecht gegen Deine Grundsätze. Du kommst, um ihn zur Reue aufzufordern."

„Nein — Du brauchst nicht — wenigstens nicht in diesem Grade."

„Sage das nicht," rief Monaldi; „Du kennst die verdammende Natur meines Verbrechens nicht.

Ich habe Blutschuld auf mir — das wäre allein genug — aber das Blut war auch unschuldiges. Doch so fürchterlich auch diese Belastung ist, so danke ich doch dem Himmel, daß er mir erlaubte, es zu erkennen, ehe wir schieden. Nein, Maldura, so tief es mich auch ins Elend stürzt, so möchte ich doch diese segensvolle Überzeugung nicht missen, getaucht wie sie ist in Todeskampf und Blut und gehaucht in meine Seele durch ihre sterbenden Lippen — ich möchte sie nicht missen für alle die Freuden, welche die ganze Welt mir geben könnte, selbst wenn mein Geist fähig wäre, sie zu schmecken."

„Dem Himmel sei Dank!" dachte Maldura, „er hält sie für unschuldig. Er hat jetzt nur den Schmerz der Freude zu ertragen."

„Zweifelst Du daran," fuhr Monaldi fort, „daß ich zu bereuen habe?"

„Ich zweifle nicht — obschon ich meine Worte wiederhole."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Auch kannst Du es nicht, bis Du weißt — doch ich gebe meinen Vorsatz auf."

„Welchen Vorsatz?"

„Du sollst Alles hören. Aber hast Du auch Muth? Glaubst Du, daß Du ertragen kannst —

„Was?"

„Die Fülle der Wonne."

„O, quäle mich nicht," sagte Monaldi, seine Hand mit Heftigkeit pressend. „Es ist ein Traum von Hoffnung über mich gekommen — geschwind, sprich — denn ich fürchte, daß ich sein Zerrinnen nicht überleben würde."

„Dann lebe," sagte Maldura, „denn Dein Weib —"

„Sprich!" rief Monaldi mit einem durchbohrenden Schrei.

„Sie lebt!" sagte Maldura.

Monaldi ließ seine Hände los und sank sprachlos auf das Lager zurück. Maldura eilte sogleich zu seiner Hülfe, aber er war nicht ohnmächtig. „Gott sei gedankt!" sagte Maldura, „wenigstens ist ein Berg von meiner Seele herunter."

Monaldi lag lange ohne Wort und Bewegung; endlich seufzte er tief, faltete sanft seine Hände, wandte seine Augen zum Himmel und schien zu beten. Sein unglückseliger Freund kniete am Bett nieder und beugte sich über dasselbe. So blieb er liegen, bis er überwältigt vom Gefühle der Schuld vor Erschöpfung zu Boden sank. Es war das erste Gebet, das Maldura seit den Tagen seiner Kindheit gethan; und das Bewußtsein, daß es so sei, führte seine Gedanken zurück über eine traurige und lange vergessene Wüste von Jahren; kein Wunder also, daß er in Schrecken zusammensank, da bei jedem Schritt eine begrabene

Sünde, die jetzt vor ihm aufstieg, sich der langen Reihe, gleich einem Heer von Gespenstern, anschloß.

„Mein Freund," sagte Monaldi, seine Hand ausstreckend, „komm näher zu mir. Meine Kraft ist zurückgekehrt."

„Gott sei gepriesen!" sagte Maldura; „o, daß ich auch so sagen könnte!"

„Monaldi drückte seine Hand und gab ihm ein Zeichen, sich an das Bett zu setzen. „Ich bin stark genug," sagte er, „die Einzelnheiten zu hören. Wie ging es zu? Wie kam es, daß sie den Stoß überlebte? Ich dachte, ich sähe sie sterben — aber ich hatte meinen Verstand verloren."

Maldura erzählte hierauf mit wenigen Worten, was er aus den Zeitungen erfahren hatte, und endete damit, daß er bereits an Rosalien und deren Vater geschrieben habe, um sie mit seinem Zustande bekannt zu machen, und daß er seitdem einen zweiten Boten mit der Nachricht von seiner Genesung abgefertigt habe.

„Und doch ihre bleichen Wangen — die gebrochnen Augen, die mich so lange verfolgt haben," sagte Monaldi, „waren sie nicht wirklich so? Sprich mit mir, Maldura — denn dieser mir fremde Ort — Alles, was ich gehört habe, scheint mir einem Traum zu ähnlich."

„Es ist Alles wirklich so," antwortete Maldura.

„Geheimnißreiche Vorsehung! wie wachst Du über dem Sünder und täuschest ihn zu seinem eignen Besten! Und Du hast sie gesehen?“

„Nein. Ich sagte nicht, daß ich sie gesehen hätte.“

„Nun also,“ unterbrach ihn Monaldi mit einem zweifelnden Blick.

„Aber ich habe diese Thatsachen von Eurem Haus-Wundarzt selbst gehört. Irre ich nicht, so heißt er Vannini.“

„So ist es denn doch wahr!“ rief Monaldi; „die ganze Welt würde mich jetzt nicht wankend machen. Gott segne ihn! O, Maldura —“ Er hielt inne, denn die Fülle der Freude steigerte sich zu Schmerz, ja für einen Augenblick zu Todesangst, bis eine Fluth von Thränen ihm Erleichterung verschaffte.

„Teufel!“ dachte Maldura, „und ich wollte dieses Herz brechen!“

„Gib mir Deine Hand,“ sagte Monaldi. „Ja, es ist Wirklichkeit.“

Der Druck schoß sinnverwirrend durch Maldura's Hirn. Er zog seine Hand zurück und bedeckte sein Gesicht.

„Was hast Du nur — ist Dir nicht wohl?“ fragte Monaldi.

„Sorge nicht um mich,“ sagte Maldura. „Ich möchte nur einen Gedanken haben — an Dich.“

„So ganz Du selbst! Dein Ich ist das Letzte.

Mag es denn so sein. Du sagst mir, daß mein armes Weib bald genas. — Hat sie — ja, sie vergab mir — sie muß Nachforschungen nach mir angestellt haben."

„Es wurde durch jede Stadt, jedes Dorf nach Dir gesucht. Bis diesen Augenblick, glaube ich, haben die Nachforschungen nicht aufgehört."

„Dank sei dem Himmel, daß sie mit diesem Kummer verschont blieb. Hätte sie mich irgend einmal entdeckt — o, mein Freund, Du weißt nicht, was ich gelitten habe!"

„Nur zu wohl," dachte Maldura. „Und doch," fügte er laut hinzu, gleichsam als wolle er dadurch die Last seines Gewissens verringern, „die Abwesenheit Deines Verstandes muß Dich zu sehr abgestumpft haben."

„Das ist richtig. Was ich in solchen Zeiten gelitten habe, weiß ich nicht; es ist jetzt nur wie ein dunkler Traum in meiner Erinnerung. Aber das ist nicht meine erste Rückkehr zu Verstand. Ich hatte viele Tage dauernde, lichte Zwischenräume! Nein, Dein schuldloses Herz kann sich davon keine Vorstellung machen — Du hast nie Gewissensbisse gefühlt."

„Ich muß es ertragen," sagte Maldura zu sich selbst. „Nur heraus damit — mit Allem! fahre fort."

„Als ich einmal zu mir selbst kam, erwachte ich, wie mir vorkam, mit dem Gefühl äußerster Kälte.

Ich lag auf dem Schnee eines der ödesten Rücken des Apenin. Wie ich dahin kam, weiß ich nicht — und mir war es, als träume ich; bald aber fand ich, daß mich der Wahnsinn verlassen habe. Ich schauderte. Doch waren meine Erinnerungen daran trübe und dunkel und verschwanden. Nicht so, was folgte, — die Erinnerung an die Nacht, in der ich als Wahnsinniger fortlief; mein armes Weib — gemordet, und unschuldig — aber ihrem Mörder verzeihend. Das war das Elend, Maldura. Ich hatte Rache genommen, wo ich selbst meinem tödtlichsten Feinde vergeben haben würde. Ich war der Mörder eines Weibes, das mich liebte! Nein — Du müßtest erst die Qual des Gewissens kennen lernen, um zu begreifen, was ich durchgemacht habe. Aber ich will es nicht wieder herauf beschwören."

„O nein, nur zu — ich möchte Alles wissen," sagte Maldura, dessen Entsetzen vor sich selbst jetzt zur Gier nach Buße wurde.

„Vielleicht hast Du recht," antwortete Monaldi. „Es ist Balsam für das Gemüth, auf vergangene Leiden zu blicken. — besonders wenn es wieder glücklich ist. Und ich — es ist kaum schmerzlich, wenn ich es jetzt zurückrufe. Aber ein Umstand sei genug. Eines Tages stand ich um Sonnenaufgang an dem Rande eines Abgrunds. Ich blickte hinab und sah einige hundert Fuß unter mir eine Menge gezackter

Felsen aus einem Bett von Nebel aufsteigen. Auf der Spitze derselben erblickte ich etwas Weißes; ich trat näher und fand, daß es das Gerippe eines Maulthiers sei. Der sicherste Fuß, dachte ich, mag endlich straucheln. Es schien mir ein Musterbild meiner selbst. Als der Nebel sich verzogen hatte, blickte ich wieder hin und gewahrte etwas tiefer unten die Gebeine und umhergestreute Kleidung eines Menschen. Der Schädel war vom Körper gefallen und lag da aufwärts grinzend, als ob er meines Entsetzens spotte. Jetzt schien er sich zu bewegen; bald darauf ringelte sich eine kleine Schlange aus einer der Augenhöhlen hervor. Zu einer andern Zeit würde ich davor geschaudert haben, jetzt aber betrachtete ich es mit verworfener Gier; es schien den lebenden Mann vor mir aufzuwecken. Ich sah ihn mit allen seinen zahllosen Nerven, und diese empfindlichen Boten in Folge der widrigen Berührung des Gewürms in schleuniger Bewegung gegen sein Gehirn. Ich sah sein Haar sich vor Entsetzen sträuben und hörte sein Geschrei von den Felsen widerhallen. Ich gedachte dann seiner Gestalt im Tode, wie sie jetzt gebleicht und verwittert, und der Verletzung unzugänglich sei, obgleich Mensch und Thier gegen ihn im Bunde seien und der Berg, worauf ich stand, herniederstürzen und ihn zu Staub zermalmen konnte. Ein scheußliches Gefühl von Neid stieg in meinem Innersten auf. Ich pries

ihn glücklich und starrte ihn an mit einer Art wüthender Sehnsucht — gaffend und gaffend — bis es mir war, als ob mich etwas — ich wußte nicht was — in den Abgrund hinab zu drängen schien und ich auf meine Kniee sank. Es war das erste Mal, daß ich dies versuchte."

„Für mich hätte sich dieser Neid gepaßt!" sagte Maldura unwillkürlich laut denkend.

„Für Dich?" rief Monaldi aus.

„Fahre nur fort," sagte Maldura.

„Ich weiß nicht, wie lange ich betete," hob Monaldi wieder an; „allein als ich aufstand, war meine Verzweifelung verschwunden, meine Gewissensqual war nun in Reue verwandelt. Dann folgte Hoffnung — solche Hoffnung — o, mein Freund, wie sie nur ein gebrochenes Herz empfinden kann, wenn die Heilung vom Himmel kommt."

„Aber solche, wie die meine," sagte Maldura mit gedämpfter Stimme — sein Herz preßte ihn und er hielt inne.

Monaldi fuhr fort. „Wie meine Geistesabwesenheit wieder eintrat — aber ich sehe, es betrübt Dich. Lassen wir denn die Vergangenheit und reden von der Zukunft — oder lieber von der Gegenwart. Aber warum zitterst Du so und wirst so bleich? Doch vergib mir, daß ich eine solche Frage that — als wenn

Du meine Erzählung unbewegt hättest hören können. O Maldura, Du hast ein Herz wie ein Kind!"

„Das ist zuviel!" sagte Maldura, indem er sich von dem Bett entfernte.

„Nein," sagte Monaldi, „denke nicht an meine Leiden; sie sind vorüber. Denke nur an meine gegenwärtige Glückseligkeit, ich möchte mit keinem Sterblichen tauschen. Komm, Lieber, verweile nicht mehr bei der Vergangenheit, sondern denke an den Schatz, den ich besitze. Denn ist es nicht ein Schatz, der das Herz befriedigt? Und was könnte ich mehr verlangen mit einem solchen Weibe und einem solchen Freunde?"

„Du hattest nie einen Freund," sagte Maldura.

„Hatte nie?" wiederholte Monaldi mit einem Gefühl mehr der Verwirrung als des Erstaunens. „Maldura, warum redest Du so unverständlich?"

„Maldura erwiderte nichts, sondern rückte einen Stuhl an das Bett. Seine Augen waren auf den Boden geheftet und sein Inneres schien unter einer gewaltigen Bewegung zu kämpfen. „Es ist geschehen!" sagte er endlich, während ein Funken düsterer Genugthuung über seine Stirn zuckte; „der stolze Nacken beugt sich unter das Joch."

„Wessen Nacken?" fragte Monaldi.

„Monaldi," sagte Maldura, ohne die Frage zu beachten, „Du sagtest, daß Du Dein Weib für un=

schuldig haltest? Worauf war Dein Glaube gegründet?"

„Auf ihre eignen Worte."

„Auf weiter nichts?"

Die leichte Röthe, welche die Aufregung des Augenblicks auf Monaldi's Wangen gebracht hatte, wich jetzt plötzlich einer leichenhaften Blässe.

„Es ist gerade, wie ich dachte," sagte Maldura zu sich selbst; „ein anderer Teufel könnte seinen Argwohn durch einen Hauch wieder anfachen." Und er wiederholte seine Frage.

„Weshalb fragst Du?" sagte Monaldi.

„Du sollst es wissen. Aber antworte mir. Hattest Du keinen anderen Grund für Deinen Glauben?"

„Es waren ihre letzten Worte — wenigstens glaubten wir Beide, das sie es wären. Ich bedurfte nicht mehr."

„Und glaubst Du, daß sie Dich für immer befriedigen werden? Und Du — würde keine Einflüsterung, kein zukünftiger Umstand Dich zweifelhaft gemacht haben?"

„Ich glaube — nein, ich bin überzeugt, sie würden nichts vermocht haben. Doch warum — o quäle mich nicht — sondern wenn Du etwas weißt, sage es auf einmal."

„Du hast genug gesagt," erwiderte Maldura, „um mein Benehmen zu bestimmen. Du würdest

nicht wieder morden, denn Dein Herz ist umgewandelt; aber im Übrigen — Monaldi — bedarfst Du mehr, als Deines Weibes Worte, und Du sollst es haben. Du glaubst — aber ich weiß sie unschuldig."

„Du!"

„Du sollst Beweise haben, die Du nicht bezweifeln kannst. Horch — Du sahst Fialto zuerst an Deinem Thorweg?"

„Fialto! wie weißt Du —"

„Gleichviel. Antworte mir."

„Ja, so war es!"

„Du sahst ihn dann täglich in Romero's Werkstatt, oder in der Nähe Deines Hauses herumstreifen; nach Deinen Fenstern hinauf schauen und immer anscheinend betreten, wenn er bemerkt wurde. Dann trafst Du ihn im Theater — darauf, als Du heimgingst, nahe an Deinem Hause."

Monaldi lauschte mit Erstaunen. „Gütiger Himmel! Nur von dem Schurken selbst konntest Du diese genauen Umstände erfahren."

„Du willst wissen, wie ich dazu kam? Hattest Du nicht einen Diener, Namens Antonio?"

„Ja."

„Es war eine Creatur Fialto's. Durch ihn wurde sein Meister von allen Deinen Bewegungen unterrichtet — von Deinem Besuch im Theater — Deiner

beabsichtigten Reise nach Genezzano; diese letztere Nachricht gab die Veranlassung zu dem Briefe, der wie aus Irrthum in Deine Hand gegeben wurde. Du wurdest als Joseph angeredet —"

„Scheusal!"

„Ja, es gibt Teufel, die noch immer die Erde beschreiten. Aber höre weiter. Dann folgte der letzte verdammende Beweis. Die Wirkung des Briefs wurde vorausgesehen — es bedurfte nur wenig Menschenkenntniß — zu erwarten, daß Du den Brief unterdrücken, die Reise nur verstellter Weise antreten und zurückkehren würdest. Demgemäß war Fialto vorbereitet, Dir zuvorzukommen. Der Schurke Antonio ließ ihn Nachts ein und verbarg ihn in Deinem Ankleidezimmer."

„Genug," schrie Monaldi, „ich bedarf nichts weiter."

„Nein, ich muß durch. Deine Ankunft wurde durch ein verabredetes Zeichen durch einen Menschen verkündet, der Dir von Rom und zurück auf den Fersen gefolgt war. Sobald Dein Fußtritt auf der Treppe sich vernehmen ließ, stahl sich Fialto aus dem Nebenzimmer; so wie Du an der Thüre warst, sprang er an das Bett und ergriff Dein schlafendes Weib."

„Gnädiger Himmel! Warum mußte menschliche Bosheit mich so verfolgen!"

„War es nicht ein teuflisches Gewebe?"

„Schauderhaft!“

„Du hättest mehr als Mensch sein müssen, um es zu durchschauen.“

„Die schreckliche Scene macht mich immer noch schaudern. Aber sage mir nur — was war der Beweggrund zu dieser grausamen Schurkerei?“

„Rache.“

„Rache! — für was? Ich hatte ihn nie beleidigt. Fialto war mir selbst dem Namen nach unbekannt, bis ich ihn im Theater sah.“

„Sprich nicht von ihm; er war blos das Werkzeug — und ein sehr passendes, denn sein Name allein war genug, um den Frieden irgend eines Hauses zu vernichten, das er betreten mochte. Was er that, geschah für Das, womit die Hölle gepflastert ist — für Gold.“

„Von wem sprichst Du denn?“

„Von dem Teufel, der ihn anstellte — gegen dessen schwarze und neidische Seele die des Wüstlings Fialto beinahe rein erscheint; von einem, der Dich haßte.“

„Mich haßte! Ich habe nie vorsetzlich ein lebendes Wesen beleidigt.“

„Also weißt Du nicht, daß Tugend, Genie, Erfolg für das böse Gemüth sämmtlich Ursachen des Hasses sind? Du bezweifelst es. O, die reinen Herzens sind, glauben nur langsam an die Sünde.

Aber ich will Dir einen Beweis — einen lebenden Beweis liefern. Unterbrich mich nicht. Es gab eine Zeit, Monaldi, wo Du unter der Menge als einer ihres Gleichen mitliefst. Denke zurück an die Tage unserer Jugend — an die Schule zu Bologna. Man hielt Dich damals für wenig versprechend — fast für gar nichts. Ohne Zweifel erzeugte Dein stilles und zurückgezogenes Wesen diese Meinung; allein es war so — und die Meinung war allgemein. Du wirst Dich des Rufs erinnern, in welchem ich damals stand, Deiner eignen Werthschätzung meiner Talente, der unserer Lehrer; ja der der ganzen Schule. Ich stand allein — der Erste — ohne Nebenbuhler. Konnte es einen größeren Gegensatz geben? Nein. Das allgemeine Urtheil hatte uns an die entgegengesetzten äußersten Enden gestellt; und ich hielt es für gerecht. Dennoch suchte ich Deinen näheren Umgang, weil Du mich priesest. Dein vertrauendes Herz öffnete sich bereitwillig mich aufzunehmen und — in einer unglücklichen Stunde nanntest Du mich — Freund."

„Halt!" rief Monaldi, krampfhaft Maldura's Arm ergreifend; denn ein Argwohn der Wahrheit flackerte jetzt in ihm auf und sein Abscheu wurde unerträglich.

„Es wird bald aus sein," erwiderte Maldura.

„Ich kann es nicht hören," sagte Monaldi — „ich will nicht."

„Ich muß fortfahren," antwortete Maldura, „denn die Hand des Gewaltigen liegt auf mir — und ich habe keine andere Wahl als zu sprechen." Darauf wandte er sein Gesicht weg von Monaldi und fuhr mit steigender Eile fort: „Aufgetrieben von Lob, voll — nein trunken von Hoffnung — und gewiß, jede frühe Voraussagung zu erfüllen — begann ich meine Laufbahn. Aber ich will nicht über dieses schreckliche Feld gehen — bei jedem Schritte sank ich — tiefer und tiefer — bis — ja ich muß es aussprechen — bis mein Name selbst in den gemeinen Haufen vermischt wurde. Was folgte nun? Neid und Ekel gegen Alles, was über mir stand."

Monaldi seufzte. „Hindere mich nicht," sagte Maldura, eilig fortfahrend, „sondern höre. Ich kehre nun zu Dir zurück. Welchen Weg gingst Du damals? Von Dunkelheit, Vernachlässigung, beinahe von Verachtung; als Niemand daran dachte, sich es im Traum einfallen ließ — mit der Urplötzlichkeit eines Meteors tratst Du glänzend vor die Augen der Welt. In einem Augenblicke waren Aller Augen auf Dich gerichtet — jede Zunge, jedes Herz war mit Dir beschäftiget. Wie denkst Du, daß ich das Alles vernahm, sah und empfand, — wie diesen Ruhm betrachtete — diesen Lohn der Welt, für den allein mir das Leben wünschenswerth gewesen war — mir vor den Händen weggenommen und ohne Maß an den

Mann verschwendet, mit welchem mich zu messen mein stolzes Gemüth einst verachtet haben würde? Ich fluchte Dir aus Herzensgrund."

Monaldi athmete beklommen.

Maldura fuhr fort. „Jetzt wirst Du mein Betragen begreifen, als wir uns zuerst in Rom wiedersahen — warum ich, als ich Deine Stimme erkannte, von dem Thorweg floh — warum ich Deine täglichen Freundschaftsbezeigungen zurückwies — wie ich Dein letztes großmüthiges Anerbieten verächtlich von mir stieß. Aber Dein Ruhm war es nicht allein, was mich verfolgte und stachelte; konnte ich Dir ihn auch nicht verzeihen, so würde ich ihn doch im Stillen getragen haben. Dein Ruf hatte eine andere, meinem Stolze viel tödtlichere Beleidigung zur Folge — Du verdrängtest mich von meiner Liebe. Denn in meinen hoffnungsreichen Tagen hatte ich Dein Weib geliebt — hatte ihr meine Hand angeboten — und war abgewiesen worden. Du sahst sie später und gewannst sie. Dies war der Schlag, der mich zu Boden warf. Die Nachricht von Deiner Verheirathung durchbohrte mich wie ein Blitz, jedes menschliche Gefühl zerstörend — und ich gelobte bei meinem Elend, daß ich Deine Glückseligkeit vernichten wolle."

Monaldi's Zähne klapperten wie von Fieberfrost; seine Hände waren über seine Brust gekreuzt, sein Haupt rückwärts gesunken und sein ganzer Körper

in einer Verzerrung wie unter dem Einfluß des Entsetzens; doch blieben seine Augen auf Maldura geheftet, als ob ein schauerlicher Reiz es ihm unmöglich mache, sie wegzuwenden. Aber Maldura sah — dachte nicht, welche Wirkung die Entlastung seines Gewissens hervorbringe; seine Gedanken waren bei ihm selbst und seine Augen wendeten sich von Monaldi auf die gegenüber befindliche Wand; so fuhr er fort zu sprechen, als ob er von der Folter gezwungen würde. „Dies war der Grund, warum ich Fialto suchte. Ich war es, der ihn anstellte. Ich war es, der ihn veranlaßte, um Dein Haus herum zu lauschen — sich Dir beim nach Hause gehen aus dem Theater in den Weg zu bringen — den Brief zu schreiben. Ja, ich war es —" wiederholte Maldura — als Monaldi mit einem entsetzlichen Schrei vom Bette sprang. „Hebe Dich von mir, Teufel!"

Maldura stand erschrocken da.

„Zurück, zurück zur Hölle!" schrie Monaldi.

„Ja, ich verdiene es," sagte Maldura, — „die Hölle ist mein Ort. Selbst jetzt" —

„Wie heißt Du?"

„Ich heiße — ist es möglich!" sagte Maldura — „hilf Himmel. Kennst Du mich nicht! Ich bin es — Maldura."

„Du Maldura!" schrie der Wahnsinnige mit einem höhnenden Gelächter. Maldura's Haar sträubte

sich vor Entsetzen. „Du lügst, Maldura war mein Freund — er war redlich, rechtschaffen. Er hatte keine Flügel wie Du. Hebe Dich weg, Satan!“

„Es ist vorbei!“ sagte Maldura, seine Hände vor Angst ringend — „mein Maß ist voll,“ — und damit stürzte er aus dem Zimmer.

Achtzehntes Kapitel.

„Wo — wo ist er? Führe mich zu ihm, sagte Rosalie.

„Gedulde Dich, mein Kind," sagte der Vater. Wir dürfen ihn nicht überraschen. Ein so plötzliches Wiedersehen möchte schädlich werden. Laß uns warten, bis unsere gute Wirthin ihn von unserer Ankunft unterrichtet hat."

„Das will ich sehr gern thun," sagte die Wirthin, obschon ich glauben sollte, daß für diesen Dienst Niemand geeigneter wäre, als sein Freund, Signor Maldura."

„Ganz richtig," versetzte Landi. „Aber vor allen Dingen sagt — wie befindet er sich?"

Die Wirthin berichtete hierauf die Einzelnheiten von Monaldi's Krankheit und war eben mit der Erzählung von seiner völligen Genesung zu Ende, als Maldura mit bleichem und gespensterhaftem Gesicht eintrat.

„Entsetzlich!“ sagte Maldura, indem er beim Anblick Landi's zurückprallte. „Und auch sein Weib — Ungeheuer! Nun bin ich doppelt verflucht!“

„Reden Sie! Was gibt es?“ riefen Rosalie und Landi zugleich.

„Sie werden es nur zu bald erfahren,“ erwiderte Maldura sich gegen die Thüre zurückziehend.

„Um des Himmelswillen!“ rief Rosalie. „Bleiben Sie, reden Sie —“

„Halten Sie mich nicht auf,“ sagte Maldura mit erstickender Stimme — „es ruht ein Fluch auf mir.“ Mit diesen Worten drückte er die Thüre auf und rannte mit der Eile eines Wahnwitzigen vom Hause weg.

Wenn es uns schwer fällt, von unseren Todten zu scheiden, und zuzusehen, wie Die zu Grabe getragen werden, die wir gewohnt waren in alle unsere Wünsche und Pläne für Glückseligkeit aufzunehmen, und ohne welche nichts im Leben fähig scheint uns Freude zu machen, so haben wir doch einen Trost in dem Gedanken, daß unser Kummer nur unsere eigenen Leiden betrifft, da er Den nicht erreichen kann, für welchen unser Verlust ein Gewinn ist. Was muß dann erst das Gefühl dieses völligen Losreißens vom Leben sein; zu wissen, daß der Gegenstand, mit welchem unsere Seele sich innigst verbunden hatte und der so von unserem gemeinschaftlichen Wesen getrennt

wurde, immer noch dieselbe Erde beschreitet, dieselbe Luft athmet, dieselbe Gestalt hat, und doch für uns wie ein Todter lebt — verschlossen und versiegelt für alle unsere Gedanken, gleich einer Statue von Diamant. Was muß es sein noch außerdem zu wissen, daß diese zweite Hälfte, obschon verhärtet und undurchdringlich von außen, doch im Innern ganz Gefühl ist? Der theilweise Tod des Leibes durch Schlagfluß ist nur ein schwaches Bild dieses halben Todes des Zwillingslebens von Weib und Mann. Diese Todesqual sollte Rosalie bald im vollen Maße empfinden.

Die Unruhe, welche dieser letzte Vorgang bewirkte, war so plötzlich, daß weder Vater noch Tochter mehr daran dachten, ihre Ankunft erst bekannt zu machen, sondern der Wirthin auf der Ferse in Monaldi's Zimmer folgten. Er saß am Bette, seine Hände um die Kniee geschlagen und seine Augen in's Leere geheftet. Rosalie eilte vorwärts, aber bei dem Anblick seines Gesichts schrak sie zurück und stand lautlos und gaffend vor ihm. Die fürchterliche Überzeugung in ihr grenzte nahe an Wahnsinn. Sie hätte ihn gern in ihre Arme geschlossen; aber der Gedanke, das stumpfe, leere Wesen vor ihr zu berühren, machte sie schwach und sie sank rückwärts in ihres Vaters Arme. Aber sie ward nicht ohnmächtig; die Kraft der Hoffnung, daß er noch einmal genesen möge, kam wie

ein helfender Geist auf sie und stärkte sie für den Augenblick.

„Du mußt mit mir gehen," sagte Landi.

„Nein," versetzte Rosalie mit leiser aber fester Stimme; „ich bin sein, selbst im Wahnsinn. Fürchte nichts für mich; der Stoß ist nun vorüber. Aber rede ihn an." Landi trat näher und redete ihn mit seinem Namen an; als Monaldi keine Antwort gab, nahete er noch mehr und nahm dessen Hand. Monaldi warf einen kurzen Blick auf ihn, wendete aber sogleich seine Augen wie vor Entsetzen ab und schrie: „Weg, weg! Warum kommst Du wieder? Du lügst — Maldura that es nicht — ich war es, der sie mordete. Siehe — siehe nach ihr — ich war es — sie war mein Weib — sie wird es selbst gestehen. Aber nein, sie kann nicht — sie ist todt."

„Nein, sie lebt — sie ist noch immer Dein!" rief Rosalie, indem sie zu ihm trat.

„Ha, da sind zwei!" schrie der Rasende mit einem furchtbaren Schrei. „Nehmt sie weg — ich mordete nicht Beide."

„Vater und Tochter standen schweigend und regungslos; selbst ihr Athmen schien eingestellt und für einige Minuten ward nicht ein Laut gehört, außer das schnelle, tiefe Keuchen des scheuen Wahnsinnigen. Landi, für den Verstand seiner Tochter besorgt, zog sie in ein anderes Zimmer, wo sie ihm um den Hals

fiel und weinte. Aber wir schließen diese Scene, denn wir vermögen Das nicht zu beschreiben, was Thränen nicht erleichterten — selbst nicht jener gesegnete Thau, der in den meisten anderen Fällen Seelenschmerz lindert.

Neunzehntes Kapitel.

Nur wenig ist jetzt noch von dem unglücklichen Monaldi zu erzählen. Er wurde von den Seinigen in deren Haus gebracht und kein Mittel unversucht gelassen, um seinen Verstand herzustellen; allein vergeblich. Er blieb tagelang auf einer Stelle sitzen, die Augen niedergeschlagen, sprachlos und anscheinend ohne Empfindung Dessen, was um ihn herum vorging. Aus diesem Zustand konnte ihn nichts erwecken als die Stimme seiner Gattin, welche jedesmal einen Paroxismus von Raserei zuwegebrachte, worin er bald Fialto, bald Maldura, am häufigsten aber ein Gestorbener zu sein vermeinte, und daß Rosalie gekommen sei, ihm Vorwürfe zu machen; denn er schien in Alles die Vorstellung von ihr zu übertragen, daß sie ein Geist sei.

Dies war eine bittere Erhöhung von Rosaliens Elend, da es ihr auf der einen Seite den Zwang auflegte, ihn zu vermeiden, auf der andern sie des

traurigen Vergnügens beraubte, etwas zu seiner Erleichterung beitragen zu können. Der Kampf war lang und hart, ehe sie sich zwingen konnte ihn zu verlassen; endlich aber willigte sie ein, in ihres Vaters Haus zu ziehen. Aber nichts konnte sie bewegen, ihres Gatten Haus nicht wieder zu besuchen; sie brachte daselbst ganze Tage zu, lauschte bisweilen im Nebenzimmer seinen Fußtritten, oder wanderte durch alle Gemächer, und weilte mit Zärtlichkeit an jeder Stelle und bei jedem Gegenstand, mit dem sie die leiseste Erinnerung an seine Worte und seine Blicke verbinden konnte. O Weib, wenn Dein Herz rein, und Deine Liebe wahr ist, was ist Dir gleich in der Natur! Wird auch Der, den Du liebst, gelähmt, von Krankheit verwüstet oder durch Wahnsinn vernichtet, Du wirst doch an ihm hangen und selbst in der Trümmer nur das Bild sehen, das er zuerst in Deinem Herzen zurückließ.

Nach einem der längsten jener Paroxismen sah man eines Tages, daß Monaldi in sein Attelier gehe. Dieser ungewöhnliche Umstand wurde sogleich als ein Zeichen wiederkehrender Vernunft betrachtet, und die Hoffnungen seiner Freunde steigerten sich noch mehr, als man ihn einige Tage später an einem Gemälde arbeiten sah. Aber sein undurchdringliches Schweigen und der tiefe Trübsinn, der fortwährend über sein Wesen verbreitet war, zeigten bald, daß, wenn er

überhaupt genesen sei, es blos in einer Hinsicht der Fall sein möge; denn obgleich sein Blick nicht mehr leer, noch seine Handlungen zwecklos waren, so waren doch seine Bewegungen und Blicke so, als ob er nichts um sich wahrnehme. Mit was er beschäftiget sei, wußte Niemand, denn ohne zu sprechen verrieth er einmal soviel Bekümmerniß bei dem Eindringen eines Dieners, daß Niemand nochmals in das Zimmer zu gehen wagte. In dieser Gemüthsstimmung brachte Monaldi Monat für Monat hin, regelmäßig sich einschließend und beschäftigend, als wäre er vollkommen bei Verstand. Endlich kam er, nach einem Anfall von Weinen, der das ganze Haus mit Wehklagen füllte, eines Tages aus seinem Zimmer und wünschte, daß sein Schwiegervater geholt werden möge. Obschon er diese Anordnung in ganz vernünftiger Weise traf, so war doch immer etwas so Erschreckendes in seinem Ausdruck, daß anfänglich alle Diener sich zurückzogen; und nicht eher schickte sich einer an, ihm Folge zu leisten, bis sie des innern Zusammenhangs seiner Anordnung inne wurden.

Mit klopfendem Herzen und hoffnungstrahlenden Augen folgte Landi unverzüglich dem Boten. Monaldi trat ihm an der Thüre entgegen.

„Kennst Du mich?“ sagte der Advokat.

Monaldi sagte kein Wort, sondern führte ihn schweigend in sein Malerzimmer.

Er beobachtete Landi's Züge. „Du fühlst es," sagte er, „obschon dies nur ein Gemälde ist — Ich habe das Original gekannt. Was hier ist, das habe ich gesehen." Als er dies sagte, zitterten seine Lippen und schlotterten seine Knie.

Monaldi's Wahnsinn konnte nicht länger zweifelhaft bleiben und Landi wendete sich mit einem hoffnungslosen Seufzer von dem Gemälde.

„Sage nichts," hob Monaldi wieder an, weil er glaubte, Landi wolle etwas erwidern; „meine Zeit ist gemessen; hiemit ist mein irdisches Thun beeendet — und ich brauche nicht länger diese Last zu tragen. Landi — Du giltst für weise. Ja, unter den Lebendigen bist Du es. Aber was ist Deine Wissenschaft vom Tod? Thorheit! Eure irdische Philosophie lehrt, der Fürst der Sünde sei ein Scheusal. Und ihr denkt der Welt dadurch einen Dienst zu erweisen. Elende Thorheit! Die Menschen fliehen vor dem Scheußlichen. So würden sie vor der Sünde fliehen, wenn sie die Gestalt annähme, die ihr derselben beilegt. Aber ich — ich habe sie gesehen, Angesicht zu Angesicht — sitzend auf dem Thron der Majestät der Hölle. Siehe! das ist die Gestalt, in welcher er, den die Menschen Satan nennen, den Lebendigen erscheint. Ja, mit dieser schrecklichen Schönheit gewinnt er eure Seelen. Aber das böse Gemüth, das Du jetzt ihm beigemischt siehst, läßt er nicht auf

Erden blicken, wenn er euch versucht; nur in der Hölle sehen es seine Schlachtopfer und hassen es — wenn es zu spåt ist; schaut es denn an, ihr auf Erden — ihr, denen ich diese Warnung zurůcklasse — schaut es an."

Das wilde Gemisch von Vernunft und Wahnsinn in dieser Rede und das außerordentliche Werk vor ihm bestůrzte Landi dermaßen, daß einige Minuten vergingen, bevor er genug gesammelt war, um zu bemerken, daß Monaldi verschwunden sei. Jetzt fielen ihm seine letzten Worte auf und trotz ihrer Dunkelheit verstand er doch genug davon, um beunruhigt zu werden; sogleich machte er sich auf, um ihn zu suchen, aber ohne Erfolg.

Von diesem Tage an hörte man nichts mehr von Monaldi, bis er ein Jahr danach zufällig in der Hütte einer einsam lebenden Frau in den Gebirgen von Abruzzo wieder entdeckt wurde; allein da weder Drohungen noch Bitten ihn bewegen konnten, nach Hause zurůckzukehren, so waren seine Freunde gezwungen ihm nachzugeben und sich damit zu begnůgen, seine Lage so erträglich zu machen, als die Natur dieses Wohnorts es zuließ.

Von Rosalien (fåhrt das Manuscript fort) ist wenig mehr zu sagen. Ihre Trauer ist unwandelbar; denn die Zeit, welche allen Schmerz ůber Gestorbene hinwegnimmt, hat keine Gewalt ůber sie,

die zu gleicher Zeit Gattin und Witwe ist. Monaldi kommt ihr nie aus den Gedanken; und da ihr einziger Trost ist, sich selbst ihm nahe zu wissen, so hat sie sich in einem benachbarten Kloster eingemiethet.

Maldura's Schicksal kann mit wenigen Worten erzählt werden. Er ließ sich bald nach seinem letzten Zusammentreffen mit Monaldi in diesem Kloster aufnehmen; wenn man ihn auch nicht beklagte, so wurde er wenigstens wegen seiner Leiden bemitleidet und wegen seiner Reue geachtet. Auf seinen Antrag geschah es, daß das Gemälde für das Kloster erworben wurde. Er wünschte es in seiner Nähe zu haben, um niemals zu vergessen, welch ein Gemüth er vernichtet habe.

So starb Maldura, von dessen elendem Leben man die nützliche Lehre abnehmen kann, daß ohne Tugend die Ruhmliebe ein Fluch, daß Auszeichnung deren Gefolge — nicht der Zweck eines großen Geistes sei; daß eine solche nicht ohne die Begierde dazu gelangen könne, Andere aus dem Sattel zu heben, und daß Neid, Scheelsucht oder ein ähnliches Gefühl, immer — was auch der Zweck des Strebens sei — von Denen, welche sie besitzen, als sichere Warnungszeichen betrachtet werden dürfen, daß die wahre Liebe zur Auszeichnung nicht in ihnen sei — und ohne sie ward nie etwas Großes und Bleibendes geleistet.

Die Laufbahn seines Verbrechens-Genossen endete

früher und wenn auch weniger schmerzvoll, doch auch weniger beneidenswerth; denn obwol Fialto immer den Balsam geringerer Niederträchtigkeit im Vergleich mit Maldura auf seine Seele goß, so war er aus vielen Ursachen ein weit hoffnungsloserer Charakter. Wenn Ehrgeiz das Herz verhärtet, so wird Sinnlichkeit es tödten. Die natürlichen und socialen Gefühle des Ehrgeizigen, ja selbst sein Gewissen mögen durch selbstsüchtige Abgeschlossenheit in der That verloren gehen; dennoch gibt es Umstände, die sie weiter beleben können — wie Zeit, Täuschungen oder selbst die Erreichung des Zwecks — möge es Macht oder Rache sein; und oft werden sie, wie in Maldura's Falle, durch Reue wieder thätig. Allein in dem Lebenslaufe eines Wüstlings ist dazu wenig Hoffnung; bei ihm wirkt Fehlschlagen als Aufregung, und Erfolg verleiht Gewandtheit, welche die Zeit nur befestigt. Und so muß es sein; denn da die Natur seiner Laster es mit sich brachte, seine Neigungen mit seiner Sinnlichkeit zu vereinbaren, so wird das ganze Herz thierisch, ein Kuppler für den Leib, bis seine niedrigern Thätigkeiten erschöpft sind. Aber auch hier hält er noch nicht ein, sondern in der Rastlosigkeit aus Gewohnheit sendet er die letzten kitzelnden Begierden dem Gehirn zu und spottet des elenden Restes eines Mannes bis zum Grabe. Das Alter eines verstockten Wüstlings ist daher selten etwas Besseres, als eine

ekelhafte Phantasmagorie einer lasterhaften Jugend. Dem Grafen Fialto ward diese zweite Kindheit der Sünde jedoch erspart. Bald nachdem er Rom verlassen, hatte er sich mit seiner armen Nonne und seinem übel erworbenen Reichthum nach Marseille auf einem kleinen Fahrzeug eingeschifft. Nie hörte man wieder von dem Schiffe; aber die Leichname des Grafen und seiner Gefährtin wurden etwa drei Wochen später auf der Insel Gorgona, wohin die See sie ausgespült hatte, von Fischern gefunden.

Ende des Manuscripts.

Beschluß; vom Reisenden.

Nachdem mein freundlicher Wirth mich bewogen hatte, meinen Aufenthalt im Kloster zu verlängern, trat am zweiten Tage nach dem Durchlesen des Manuscripts und während dessen betrübender Inhalt mir immer noch im Gedanken lag, der Prior in mein Zimmer.

„Ich bin gekommen," hub er an, „um Sie mit einem jener merkwürdigen Zufälligkeiten bekannt zu machen, welche die erfahrenen Leute geneigt sind, in die Grenzen des Romans zu verweisen, welche aber, wie ein langes Leben mich gelehrt hat, im wirklichen Leben weit gewöhnlicher sind. Sie haben soeben die unbeendete Geschichte meines armen Freundes gelesen, um ein Zeuge ihres Schlusses zu sein. Er ist eben im Verscheiden."

„Im Verscheiden!"

„So glaubt man wenigstens, denn sein Verstand ist zurückgekehrt und man hat soeben an mich ge-

schickt, um die letzten Gebräuche der Kirche zu verrichten."

„Nach Dem, was Sie gesagt haben," erwiderte ich, „darf ich wol um die Erlaubniß bitten, Sie begleiten zu dürfen."

„Nicht als ein Fremder," entgegnete der gute Priester; „denn Sie haben bewiesen, daß Sie ein besseres Recht haben. Eine Thräne des Mitgefühls macht Menschen zu Brüdern, die sich nie zuvor gesehen haben; dies ist ein rührender Beweis unserer gemeinschaftlichen Abkunft."

Mein Herz war zu voll von Dem, was ich gelesen hatte, um dieses Gespräch fortzusetzen, und ich folgte dem Priester schweigend.

Als wir in die Hütte eintraten, hielt uns die alte Frau auf, indem sie wünschte, daß wir warten möchten, bis sie die Dame mit unserer Ankunft bekannt gemacht habe.

Es scheint sonderbar, daß eine bloße Erzählung uns so innig an eine Person fesseln könne, die wir niemals gesehen hatten, und doch war es der Fall. Der Gedanke, mit Rosalien zusammenzutreffen, machte mein Herz schlagen, als wäre ich seit Jahren mit ihr bekannt gewesen, und ich hatte dabei ein unaussprechliches Gefühl, vielleicht war es dem gleich, welches wir für eine geliebte Schwester hegen — die reinste und zarteste Empfindung, deren unsere Natur fähig ist.

Nach einigen Minuten kam Rosalie heraus, nahm den Priester bei der Hand und leitete ihn zu der Kammer ihres kranken Mannes. Auf dem Wege fragte er nach dem Zustande ihres Gatten. Sie sprach nicht, antwortete aber mit aufwärts gerichteten Augen, mit einem Blick, welcher mehr sagte, als alle Worte im Stande gewesen sein würden. Ich wollte, daß ich mich jeder Zeit dieses Blicks erinnern könnte; es war nicht der Ausdruck des Kummers, noch selbst der des Trübsinns; es war durchaus Entzücken und schien anzudeuten, daß sie mit wahrsagendem Auge die herannahende Seligwerdung des Geliebten voraussehe.

Du warst es werth, dachte ich, bis zum Wahnsinn geliebt zu werden. In diesem Blicke ist keine Selbstsucht; Alles gehört Monaldi; denn deine Seele ist zu sehr von dem Gedanken, was seiner wartet, hingerissen, um dir selbst deines eigenen Verlustes bewußt zu sein.

Nachdem die religiösen Gebräuche vorüber waren, kam der Priester zurück, um mich in die Kammer zu geleiten. Anfangs zauderte ich, denn ich war zweifelhaft, ob meine Gegenwart nicht als eine Zudringlichkeit erscheinen könne.

„Nicht doch," sagte der freundliche Alte; „als mein Freund können Sie hier nicht zudringlich erscheinen. Auch ist der Antheil, den Sie an dem ar=

men Kreuzträger nehmen, seiner Gattin schon bekannt — er ist jetzt in einem Zustande, der ihn unbekümmert um alles Irdische macht. Ich wünsche, daß Sie ihn sehen; denn der Tod eines Christen — der Tod in Hoffnung — hat nichts ihm Gleiches an Erhabenheit auf unserer Erde."

Als wir in die Kammer traten, kniete Rosalie neben ihrem Gatten und ihr Haupt ruhete auf seinem Busen. Sie erhob ihr Haupt bei unserm Eintritt, aber stand nicht auf. Ein leises Lächeln zog sich über das Gesicht des sterbenden Mannes; er winkte den Prior an die andere Seite des Bettes; dann eine Hand Beider ergreifend, schloß er seine Augen für einen Augenblick und schien in Gebet versunken.

„Ich habe gebetet," sagte Monaldi, als er die Augen wieder aufschlug — „ich habe gebetet, daß mein Leben nicht ohne Vortheil für Die entschwinden möge, die ich zurücklasse, nicht für Dich, Vater, denn Du hast längst die Heilkraft des Kummers gekannt; noch für Dich, meine Geliebte, die Du gekommen bist, um jetzt mit mir diesen Sieg über die Trübsal zu theilen; sondern für die Welt, daß sie in meinem Leben diese höchste Liebe erkennen möge, welche selbst das aus unseren Missethaten entspringende Elend zur reinigenden Quelle umwandelt; damit sie lernen möge, daß Trübsal, recht verstanden, eine geistige Heiligung sei."

„Du sprichst recht, mein Sohn,“ sagte der Prior; denn die Leiden dieser Zeit sind eine heilende Arzenei für die Seele; selbst die heiligen Apostel kosteten sie. Lasse Die, welche bekümmert sind, sich der Worte Des erinnern, der für uns litt — „selig sind die Traurigen, denn sie sollen getröstet werden.“

Monaldi fuhr fort: „Ich habe mein Theil irdischer Glückseligkeit genossen — vielleicht soviel als ein Sterblicher ertragen kann — aber meine Kraft verläßt mich.“ Hier hielt er inne.

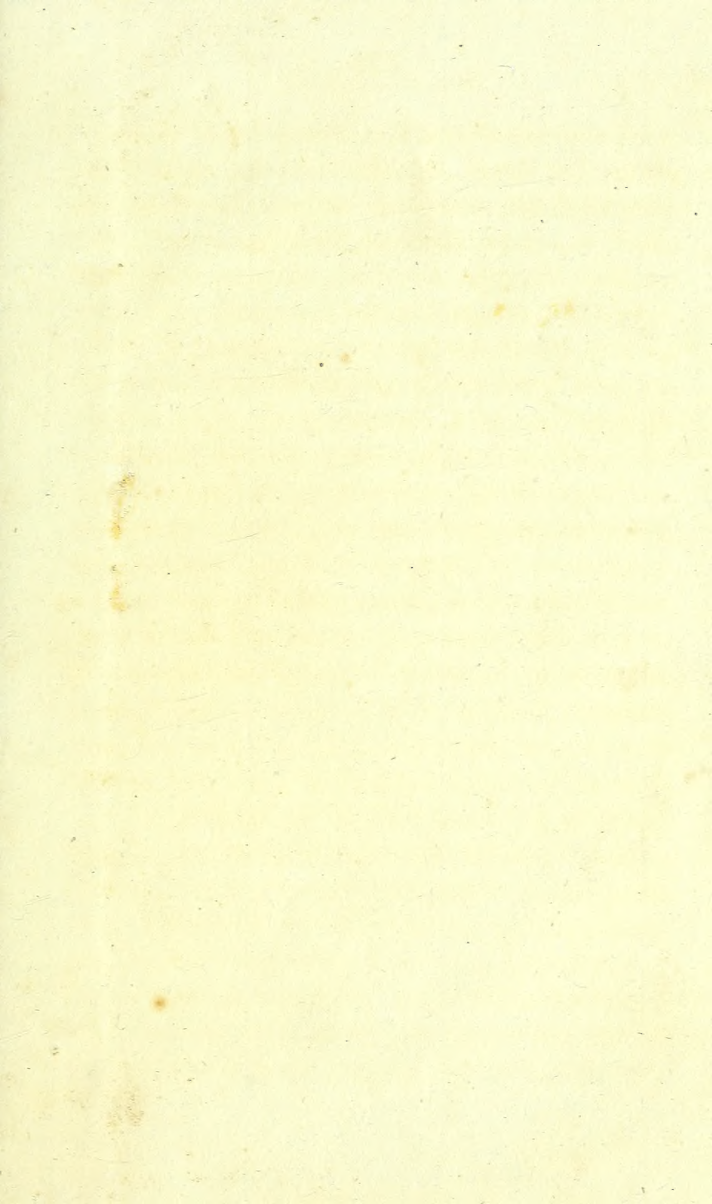
Ich blickte jetzt auf Rosalien; aber keine Beschreibung kann ein Gemälde ihres Angesichts in diesem Augenblicke geben.

Nach wenigen Minuten fuhr ihr Gatte fort: „Rosalie, — sie drückte seine Hand zum Beweise ihrer Aufmerksamkeit — „haben wir eine solche Glückseligkeit nicht gekannt? — Sie ist nichts gegen die, weche wir kennen lernen werden, wenn wir uns wieder begegnen. Sei also nicht traurig über die kurze Spanne Zeit, die uns trennen wird — selbst jetzt,“ fügte er mit schwächerer Stimme hinzu; „denn ich fühle, daß meine Stunde gekommen ist. Aber weine nicht, daß es so ist — es ist blos der Anfang des Friedens, der über Alles geht, was wir verstehen. Und — geheiliget sei dein Name, Vater des Guten! denn nun weiß ich, daß du Die liebst, welche du züchtigest.“

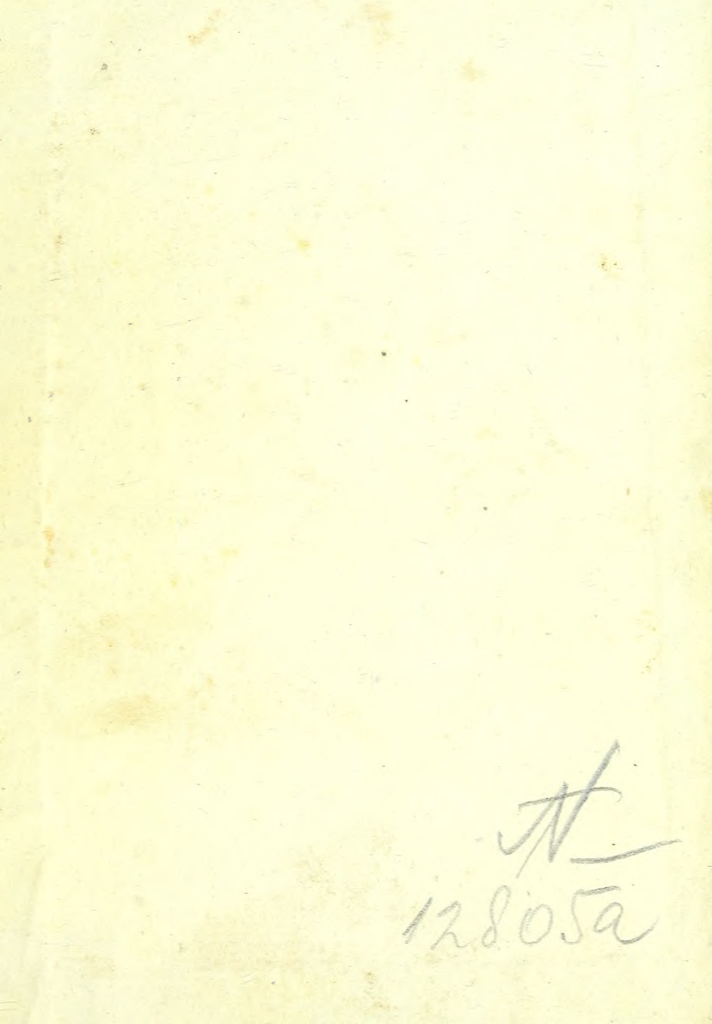
Hierauf kreuzte er seine Hände auf seiner Brust, schlug seine Augen auf und blickte mit einem solchen Ausdruck nach oben, wie ich ihn mir kaum von einem menschlichen Angesicht vorstellen konnte.

Dies ist nicht das bloße Zerfallen eines sterblichen Leibes, dachte ich bei mir selbst, sein Übergang zu Staub — sondern eine Offenbarung — die unsern höchsten Naturtrieb berührt und Zeugniß damit gibt von der unsichtbaren Welt; denn es schien mir, als könne ich seine Seele durch seine Augen strahlen, bereits in sie hineintreten, und nur durch diese leiblichen Organe mit den eben in der Vollendung begriffenen Gemeinschaft halten sehen. Ich war so überwältiget von diesem heiligen Gesicht (denn so möchte ich es beinahe nennen), daß ich unwillkürlich meine Augen schloß — als ich sie wieder aufschlug, war er hinüber.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.






N
12805a

